

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **178 (2010)**

Heft 27-28

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Kirchen- Zeitung

HERZLICHE GRATULATION!

Mit Brief vom 29. Juni 2010 gab der Bischof von Basel, Dr. Kurt Koch, bekannt, was schon länger gemunkelt wurde, aber – wie bei Gerüchten über römische Ernennungen nicht ungewöhnlich – auch hätte anders sein können: Mit (wenigstens nach aussen sofortigem) Amtsantritt vom 1. Juli 2010 wird der Bischof von Basel Erzbischof und Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Damit trägt er die Hauptverantwortung für alle ökumenischen Dialoge, welche die katholische Kirche weltweit führt. Die Verantwortung umfasst auch die religiösen Beziehungen zum Judentum. Kurt Koch wird damit Nachfolger von Walter Kardinal Kasper, der dieses Amt seit 2001 innegehabt hat. Der Basler Bischofsstuhl ist mit der neuen Aufgabe von Kurt Koch vakant, wobei der bisherige Amtsinhaber als Apostolischer Administrator die Zwischenzeit bis zur Wahl, Bestätigung und Weihe seines Nachfolgers gleich selbst überbrückt.

Walter Kardinal Kasper im Gespräch mit Bischof Kurt Koch anlässlich einer Tagung im Sommer 2009 (© KNA-Bild).



SKZ-Herausgeber- und SKZ-Redaktionskommission sowie der SKZ-Redaktionsleiter gratulieren «ihrem» treuen Autor und ehemaligen Mitredaktor (in den Jahren 1987 bis zu dessen Bischofsweihe im Januar 1996) ganz herzlich und wünschen ihm in dieser sehr wichtigen Aufgabe alles Beste, viel Freude und Befriedigung und Gottes reichsten Segen!

Eine logische Folge

Man ist versucht zu sagen, dass die Ernennung von Bischof Kurt Koch eine logische Folge seiner Herkunft, seines beruflichen Werdegangs und seiner intellektuellen Entwicklung und Leistungsfähigkeit ist: Das Thema Ökumene prägte Kurt Koch zuerst als Bürger eines Landes, das bis ins Staatsverständnis hinein zutiefst durch die Reformation geprägt ist. Das Thema Ökumene begleitete Kurt Koch aber auch im Studium und in der wissenschaftlichen Tätigkeit in überdurchschnittlichem Mass: Seine herausragende Doktorarbeit befasste sich mit der Theologie eines evangelischen Theologen («Der Gott der Geschichte. Theologie der Geschichte bei Wolfhart Pannenberg als Paradigma einer philosophischen Theologie in ökumenischer Perspektive»), die 1988 auf Vermittlung des damaligen Tübinger Professors Walter Kasper in der Reihe «Tübinger Theologische Studien» erschien. Eine gegenwärtige Standortbestimmung, eine geschichtliche Spurensicherung und eine systematische Vergewisserung bot 1991 Kochs Werk «Gelähmte Ökumene – Was jetzt zu tun ist» (Herder Verlag). Auch als Bischof entwickelte Kurt Koch ökumenische Perspektiven in «Dass alle eins seien» (Sankt Ulrich Verlag Augsburg 2006), das seinem Amtsvorgänger, Walter Kardinal Kasper, gewidmet ist. Kurt Koch denkt

509
EBF. KURT
KOCH

511
LESEJAHR

513
ALLAH

515
KIPA - WOCHE

520
LITURGIE

522
AMTLICHER
TEIL

EBF. KURT
KOCH

Ökumene natürlich auf dem festen Grund der Ekklesiologie, weshalb in diesem Zusammenhang auch auf sein Werk «Die Kirche Gottes. Gemeinschaft im Geheimnis des Glaubens» (Sankt Ulrich Verlag Augsburg 2007) hinzuweisen ist.

Mitglied schweizerischer Gesprächskommissionen

Kurt Koch war noch als Professor 1986 bis 1995 Mitglied der Evangelisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission der Schweiz (ERGK) sowie 1984 bis 1995 der Gesprächskommission der christkatholischen und der römisch-katholischen Kirche der Schweiz (CRGK). Beide Kommissionen ermöglichten vertiefte ökumenische Einblicke. «Die Beziehungen der römisch-katholischen und der christkatholischen Kirche in der Schweiz» arbeitete er in einem Grundsatzartikel in der Festschrift für Urs von Arnim (Die Wurzel aller Theologie: sentire cum ecclesia. Bern 2003, S. 326–347) auf. Wie wichtig Kurt Koch die Ökumene ist, wird aus seinem Aufsatz «Kirchengemeinschaft oder Einheit der Kirchen? Zum Ringen um eine angemessene Zielvorstellung der Ökumene» in der Festschrift zu Ehren von Walter Kardinal Kasper deutlich (in: Peter Walter u. a. [Hrsg.]: Kirche in ökumenischer Perspektive. Kardinal Walter Kasper zum 70. Geburtstag. [Herder Verlag] 2003, S. 135–162): Was er für die Kirche bezüglich der Ökumene sagt, gilt auch für ihn als Person: *Mea res agitur!*

Der Päpstliche Rat zur Förderung der Einheit der Christen

Die neue und wichtige Aufgabe von Kurt Koch legt es nahe, auch einen kurzen Blick auf sein neues Arbeitsfeld und die damit verbundene Institution zu werfen. Der unmittelbare Anstoss für die Gründung des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen kam vor 50 Jahren aus Paderborn. 1960 bat der Erzbischof von Paderborn, Lorenz Jaeger (1892–1975), Papst Johannes XXIII. (1958–1963): «Eure Heiligkeit möge gnädigst eine Päpstliche Kommission zur Förderung der Einheit der Christen errichten.» Der Papst, selbst ein entschiedener Befürworter der Ökumene, griff die Bitte auf und gründete am 5. Juni 1960 das «Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen», zusammen mit elf Kommissionen für die Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965). Zum ersten Präsidenten des Einheitssekretariats berief der Papst den deutschen Kardinal Augustin Bea (1881–1968). Paul VI. bestätigte das Einheitssekretariat 1966 als ständige Einrichtung des Heiligen Stuhls. Im Zuge der Neuordnung der Kurie durch Papst Johannes Paul II. wurde 1988 aus dem «Sekretariat» der «Päpstliche Rat für die Förderung der Einheit der Christen». Neben den Kardinälen Kasper und

Bea waren auch die zwei anderen bisherigen Präsidenten, Johannes Kardinal Willebrands und Edward Kardinal Cassidy, markante Führungspersönlichkeiten, so dass der neue Präsident des Einheitsrats auf gewichtige Vorgänger aufbauen kann.

Nuntius für die Schweiz in Rom

Neben der Aufgabe von Kurt Koch in der römischen Kurie hat der neue Kurienerzbischof noch eine andere Pflicht, die er sozusagen als «Abschiedsgeschenk» wegen seiner Verbundenheit mit seiner Heimat bereits akzeptiert und auf sich genommen hat, wie aus seinem im Amtlichen Teil der vorliegenden SKZ-Ausgabe abgedruckten Brief vom 29. Juni 2010 deutlich wird: «Ich hoffe, mit meiner Bereitschaft, den Ruf des Heiligen Vaters anzunehmen, auch einen Beitrag zu einer besseren Beziehung zwischen den Ortskirchen in der Schweiz und der universalkirchlichen Verantwortung des Papstes leisten zu können.» Die Kirche in der Schweiz ist auch weiterhin darauf angewiesen, dass Kurt Koch in Rom – wie schon bis jetzt – die Anliegen und Nöte der hiesigen Ortskirchen darlegt und die für Nichtschweizer sehr komplizierten Verhältnisse erklärt. So können zweifellos viele Missverständnisse und viel Unwissen, das sich in den letzten Jahrzehnten in Rom und in der Schweiz angesammelt hat, behoben werden. Auch hier kann der neue Erzbischof, der glücklicherweise nicht in eine «kirchenpolitische Schublade» hineingezwängt werden kann, viel Gutes tun und als Brückenbauer wirken.

Mehr Arbeit als Ehre

Eines ist schon jetzt gewiss: Die Aufgabe als Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen ist in mannigfacher Hinsicht sehr herausfordernd. Dieser wichtigste Rat betreut theologisch anspruchsvolle Themen mit vielen Sensibilitäten bei den Gesprächspartnern. So ist neben einer grossen intellektuellen Leistungsfähigkeit auch viel Diplomatie und Fingerspitzengefühl gefordert. Walter Kardinal Kasper berichtet in seinem sehr lesenswerten Interview mit Daniel Decker (Wo das Herz des Glaubens schlägt. [Herder] 2008, S. 175) von zahllosen Reisen in alle Welt und fügt an: «Man kann Ökumene nicht nur am Schreibtisch oder nur bei Fachdialogen machen. Die ökumenischen Dokumente sind gewiss wichtig; aber sie sind Papier. (...) Das Entscheidende in der Ökumene sind neben dem Feuer des Hl. Geistes persönliche Beziehungen, persönliches Vertrauen und persönliche Freundschaft.» In diesem Sinne kann unser neuer Erzbischof in Rom also weiterhin im wahrsten Sinne als Seelsorger tätig sein, in Rom, in der Welt und auch in und für die Schweiz. Hoffentlich reichts aber doch ab und zu noch zu einem «dolce far niente». *Urban Fink-Wagner*

«HERR, LEHRE UNS BETEN»

17. Sonntag im Jahreskreis: Lk 11,1-13

Was veranlasst erwachsene Menschen, von denen wir mit einiger Gewissheit annehmen können, dass sie in einem – zumindest mehr oder weniger – religiösen Umfeld aufgewachsen sind, in einer Tradition, in der mehrmals täglich gebetet wird, Jesus zu bitten, sie beten zu lehren? Wollen die Freunde und Freundinnen Jesu richtig beten lernen? Vielleicht genügen Ihnen die traditionellen Gebetsformeln nicht mehr, um ihrer Gesinnung Ausdruck zu geben oder zur Bewältigung ihrer Erfahrungen.

«... was in den Schriften steht»

Der Jünger, der offenbar im Namen aller spricht, ergänzt seine Bitte mit dem Hinweis: «... gleichwie auch Johannes lehrte seine SchülerInnen». Das lässt vermuten, dass jede religiöse Strömung ihre eigene Art zu beten und ihre eigenen Gebete hatte und es so auch ein «richtiges» Beten geben konnte. Im Kontext, den Matthäus dem «Vaterunser» beordnet, könnte dieser Fragestellung nachgegangen werden. Immerhin leitet hier Jesus das Gebet mit der Anweisung ein: «Wenn ihr betet, macht es nicht wie die Heuchler», und: «So sollt ihr beten» (Mt 6,5.9). Auch der grössere Kontext gleicht einer Anleitung zum richtig gestalteten religiösen Leben.

In der Erzählung des Lukas hingegen weist nichts auf eine Belehrung hin. Jesus selbst betet und «wie er aufhörte, sprach einer seiner Schüler zu ihm: Herr, lehre uns beten» (Lk 11,1). Erst als Reaktion auf diese Aufforderung spricht Jesus das Gebet vor, und dies nicht mit der Einleitung «so sollt ihr beten», sondern schlicht: «(Immer) wenn ihr betet, sagt ...». Wurde den Fragenden damit nicht lediglich eine neue Gebetsformel anvertraut? Soll diese sogar alle anderen bisher verwendeten ersetzen? Haben sie dadurch etwa beten gelernt oder eben lediglich ein (neues) Gebet? Lukas lässt diesem einige Erwägungen Jesu folgen, bevor in Lk 11,14 die Szene wechselt. Allerdings handelt es sich wiederum nicht um Anweisungen, was beim Beten getan oder gelassen werden soll. Vielmehr scheint Jesus zu versuchen, seinem Publikum durch einige rhetorische Fragen erneut Hinweise auf das Wesen Gottes zu geben. Interessanterweise wird nicht zuerst das Bild vom treusorgenden Vater aufgegriffen, sondern vom Freund, der um Hilfe bei einem Engpass angegangen wird. Es geht nicht um eine bedrohliche Notsituation. Es könnte lediglich peinlich sein, dem – notabene überraschend und um Mitternacht – eingetroffenen Freund die Gastfreundschaft nicht in geziemendem Masse angedeihen lassen zu können. Es spielt auch offenbar keine

Rolle, ob die Bitte aus Freundschaft erfüllt wird oder lediglich deshalb, damit der Gebetene wieder Ruhe hat. Auf diesem Hintergrund lässt sich vielleicht erklären, warum Lukas kein Vaterunser überliefert, sondern «sein» Gebet an den Vater gerichtet wird. Es geht möglicherweise gar nicht um den liebenden Vater, der nur das Beste für seine Kinder will – und der als Vorlage den Zugang zu Gott all denen erschwert oder verunmöglicht, die keinen solchen oder überhaupt keinen real existierenden Vater erleben. Mit dem adjektivlosen *pater* soll womöglich tatsächlich der Patriarch im antiken Verständnis angesprochen werden. Dieser ist nämlich nicht einfach Herr(scher) im Haus (*kyrios*), sondern als *pater familias* zuständig für das Wohlergehen aller, die zu seinem Haushalt gehören, unabhängig davon, ob er sie liebt oder nicht. Da Jesus zum Volk spricht, kann er den Spezialfall der Angst der Herrschenden vor dem Nachfolger und Konkurrenten ausser Acht lassen und getrost fragen: «Ist unter euch ein Vater, der seinem Sohn eine Schlange gibt, wenn er um einen Fisch bittet, oder einen Skorpion, wenn er um ein Ei bittet?» (Lk 11,11f.). Selbst ein nachlässiger oder selbst ein abweisender Vater wird nicht mutwillig ein Mitglied des Hausstandes oder gar der Familie in Todesgefahr bringen. Mag sein, dass ihn nicht Fürsorge oder Liebe davon abhalten, sondern lediglich die Vernunft, die ihm sagt, dass er mit einem solchen Verhalten letztlich sich selbst oder zumindest seinem Ruf schadet. Diese Spannweite von Liebe bis berechnender Vernunft als Motivation für konkretes Handeln existiert unabhängig von Zeit und Raum, also Kultur; sie ist so grundmenschlich, dass nach diesen Überlegungen der folgende Satz seine individual-moralische Note verliert: «Wenn nun ihr, die ihr schlecht (*poneros*: untauglich, unbrauchbar, böse) seid, wisst, gute Gaben zu geben euren Kindern, um wie viel mehr wird der Vater aus dem Himmel geben heiligen Geist den ihn Bittenden.»

Mit Lukas im Gespräch

Hoppla, noch einmal ein Stolperstein. Nicht genug, dass den «schlechten» Menschen nicht der «gute, liebe» Gott gegenübergestellt wird, sondern lediglich der Vater aus dem Himmel. Er wird darüber hinaus auch nicht geben, worum sie ihn bitten, sondern in jedem Fall heiligen Geist. Oder ist das etwa dasselbe? Vielleicht kann ein Rückgriff auf das Gebet Jesu, das er seine Jüngerinnen und Jüngern gelehrt hat, diese Frage beantworten. Die Verben in den ersten zwei «Bitten» stehen nicht im Konjunktiv oder Optativ

Futur, es geht also nicht um etwas, das sich möglicher- oder wünschenswerterweise in Zukunft ereignen könnte oder sollte. Sie stehen im Imperativ Aorist, das heisst, es wird eine jetzt bereits erwünschte Realität sein, dass Gottes Name geheiligt und sein Reich kommend sein wird. Es handelt sich damit nicht eigentlich um Bitten. Es sind Wünsche, deren Erfüllung zwar noch aussteht, die aber die Zuversicht spiegeln, dass sie sich erfüllen werden. Das dies durch das Wirken des heiligen Geistes geschieht, ist nachvollziehbar. Bleiben die Bitten um Brot, Vergebung und um Nicht-in-Versuchung-geführt-werden. Finden diese in der Gabe des Heiligen Geistes eine Entsprechung? Vielleicht ist Jesu Gebet an den Vater, das er seine Jüngerinnen und Jüngern lehrt, einfach ein Synonym seiner Aufforderung: «Sucht nicht, was ihr essen sollt und was ihr trinken sollt und beunruhigt euch nicht. (...) euer Vater aber weiss, das ihr dessen bedürft. Jedoch sucht sein Königtum, und dieses wird euch hinzugelegt werden» (Lk 12,29-31). So hätte Jesus sie damit nicht ein(e) Gebet(sformel), sondern wie gewünscht beten gelehrt.

Katharina Schmocker

Dr. Katharina Schmocker Steiner ist zurzeit in der Administration im Zürcher Lehrhaus – Judentum Christentum Islam tätig.

Spendenaufruf zugunsten der Ausbildung von Priestern und in der Seelsorge tätigen Frauen und Männern

Missio Schweiz-Liechtenstein ruft zu einer Spendenaktion zu Gunsten der Ausbildung von Priestern und in der Seelsorge tätigen Frauen und Männern auf. Während in Europa die Berufungen fehlen, obwohl sie ausreichend finanzielle Mittel haben, ist die Situation in Lateinamerika, Afrika, Asien und Ozeanien umgekehrt: Die Berufungen zum Priestertum und zum Dienst in der Kirche sind zahlreich, aber es fehlt das Geld. Hier können wir eine Art Partnerschaft einrichten, damit unsere vergleichsweise reichen Kirchen den Kirchen in den Entwicklungsländern helfen. Missio Schweiz-Liechtenstein antwortet auf einen Hilferuf der weltweiten Leitung der Päpstlichen Missionswerke (OPM). Im Namen der Schweizer Bischofskonferenz empfehle ich Ihnen diesen Spendenaufruf und zähle auf die Grosszügigkeit Ihrer Bildungseinrichtung.

St.-Maurice, 2. Juli 2010 + Joseph Roduit, Abt

Spenden sind bitte auf folgendes Postcheckkonto zu überweisen: PC 17-1220-9 (Vermerk: Missio Bildung 2010).

DER UMGANG MIT REICHTUM – KEINE EINFACHE SACHE

18. Sonntag im Jahreskreis: Lk 12,13–21

Das Evangelium ist eine Vorlage für eine Predigt am 1. August zum Thema Reichtum und Habgier. Allerdings eine, die es sich und uns nicht einfach macht.

«... was in den Schriften geschrieben steht»

Das Gleichnis vom reichen Kornbauern bezieht sich eng auf zwei alttestamentliche Texte. In Jesus Sirach 11,18–19 heisst es: «Mancher wird reich, weil er sich plagt, doch verwirkt er seinen Erwerb. Er sagt zwar zu gegebener Zeit: Ich habe Ruhe gefunden, nun will ich meine Güter geniessen. Aber er weiss nicht, wie lange es dauert; er hinterlässt sie anderen und stirbt.» Das Gleichnis nimmt diesen Text inhaltlich und formal – in der Gestaltung des inneren Monologs eines Reichen – auf. Der Kontext im Buch Sirach zeigt, dass auch die Sinnspitze identisch ist: Gott ist letztlich der Herr über Leben und Tod, Armut und Reichtum (Sir 11,14).

Es gibt weitere zeitgenössische Parallelen aus ganz unterschiedlichen Kontexten: den paganen hellenistischen Philosophen Dion Chrysostomos und Lukian von Samosata, dem apokalyptischen I. Henochbuch (97,8–10) und dem gnostischen Thomasevangelium (EvThom 63).¹ Lukas zeigt Jesus hier als einen Erzähler, der mitten im Strom der jüdischen und hellenistischen Weisheitslehren steht, was den kritischen Umgang mit Reichtum angeht, der Menschen dazu bringt, ihre wesentliche Begrenztheit zu vergessen.

«Iss und trink und freu dich des Lebens» (Lk 12,19). Das ist einem antiken Leser so vertraut wie uns heute bestimmte Werbesprüche. Entsprechende Inschriften finden sich auf Gräbern, d.h. als Ratschläge der Verstorbenen an die Hinterbliebenen und auf Trinkbechern. In der Bibel gibt es eher kritische Stimmen dazu. Jes 22,13 zitiert die Einwohner Jerusalems («lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot») und droht ihnen dafür das Gericht Gottes an. Auch Paulus reagiert in 1 Kor 15,32 kritisch auf die Lebensphilosophie des *carpe diem*. In der Bibel finden sich allerdings auch Verfechter, die Bücher Tobit (7,10) und v.a. Kohelet.² «Iss freudig dein Brot und trink vergnügt deinen Wein ... trag jederzeit frische Kleider und nie fehle duftendes Öl auf deinem Haupt» heisst es in Koh 9,7 (mit Varianten in 2,24–26; 3,12–13; 3,33, 5,17–19). «Wenn Gott einem Menschen Reichtum gibt und lässt ihn davon essen und trinken ... und fröhlich sein bei seinen Mühen, so ist das eine Gottesgabe» übersetzt Luther Koh 5,18.

Warum wird der Reiche, der nach dieser Lehre lebt, im Gleichnis so massiv kritisiert? «Du Narr», heisst es da – vermutlich

auch mit Blick auf Kohelet. Das Gleichnis ist weitgehend ein Selbstgespräch des Reichen (explizit in 12,19). Er kreist allein um sich selbst. Er lebt als Monade. Sein Reichtum dient ihm zur völligen Autarkie und Beziehungslosigkeit. Das ist bei Kohelet ganz anders. Er nimmt die Welt genau wahr. Er leidet an den herrschenden Verhältnissen und mit den Opfern: der Wirtschaft, die nur entfremdende und versklavende Arbeit zulässt, der Politik, die das Unrecht an die Macht bringt und angesichts derer auch ein Machtwechsel hoffnungslos ist. Das gesamte System ist korruptiert, leer und falsch, in Kohelets Worten: «Alles ist Windhauch».³ Kohelet geht über die scharfe gesellschaftliche Analyse aber noch hinaus. Er erlebt, dass der Tod sich als Komplize des Unrechts erweist, wenn er die Gerechten genauso behandelt wie die Ungerechten. Kohelet verwirft die weisheitliche Vorstellung, dass aus gutem Tun gutes Ergehen folgt, wie sie Sir 11,17 formuliert. Das ist angesichts der Welt, wie sie ist, eine naive Illusion, Windhauch. Was noch bleibt: «Iss freudig dein Brot und trink vergnügt deinen Wein.» Das ist keine Flucht aus der Welt. Damit werden die ungerechten Verhältnisse nicht gerechtfertigt. Kohelet sieht darin die einzige realistische Möglichkeit, das Leben zu bejahen und einen konkreten Ort für die Menschlichkeit zu schaffen, gerade angesichts der herrschenden Unmenschlichkeiten. Er ruft zu einem Genuss auf, der – trotz allem – den Anspruch lebendig erhält, in Gottes Schöpfung das Recht jedes Menschen zu sein. Elsa Tamez nennt die Haltung Kohelets eine «verborgene» bzw. «bescheidene Utopie».⁴ Sie ist im herrschenden System nur einigen wenigen Privilegierten möglich.

Mit Kohelet und Lukas im Gespräch

«Alles hat seine Zeit» heisst es in Koh 3. Alles. Also auch das Leben als Windhauch. Ein anderes Leben, eine andere Zeit, liegt aber in Gottes Händen und ist den Menschen nicht verfügbar. Gott bleibt für Kohelet ein unergründliches und mitunter abgründiges Geheimnis. Aber in der Beziehung zu ihm erkennt und würdigt sich Kohelet als Mensch in all seiner Begrenztheit. Aus der Beziehung zum Geheimnis Gott, die er Gottesfurcht nennt (Koh 12,13), erwächst keine Angst. Es erwächst ein «Fürchte dich nicht vor dem Leben!» – Das gleiche Vertrauen ins Leben, zu dem auch das Gleichnis vom reichen Kornbauern hinführt: «Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern? Wenn ihr nicht einmal etwas so Geringes könnt, warum macht ihr euch dann Sorgen um all das übrige?» (Lk 12,25f.) Hier sind sich die beiden biblischen Traditionen einig.

Jesu Widerspruch gegen Kohelet hat wohl damit zu tun, dass seine Zuhörerschaft, die Volksmenge (Lk 12,13), gerade nicht aus den Privilegierten, sondern mehrheitlich aus den Verlierern des Systems besteht. Für sie müssen die Ratschläge eines Kohelet wie Hohn klingen. Sie stehen wahrscheinlich apokalyptischen Vorstellungen näher, die den radikalen Bruch mit den herrschenden Verhältnissen herbeisehnen. Allerdings überliefert Lukas keine apokalyptische Rede. Um das Jahr 90 sind die apokalyptischen Hoffnungen in der Katastrophe des Jahres 70 im wahrsten Sinn des Wortes verbrannt. Die messianische Bewegung ist pragmatischer geworden. Sie hat auch Wohlhabende angezogen. Die Perikope beginnt entsprechend mit der Bitte eines Einzelnen: «Meister, sag meinem Bruder, er soll das Erbe mit mir teilen.» Nicht alle aus der Volksmenge sind also mittellos. Lukas wendet sich an die Reichen in seinen Gemeinden und ruft sie zum Reichwerden vor Gott auf. Aber worin besteht diese andere Form von Reichtum? Etwa darin, dass die Reichen ihren Besitz als gemeinsames Erbe begreifen? Allerdings reagiert Jesus relativ unwirsch auf die Bitte, obwohl ihm damit eine Rolle zugewiesen wird, die Schriftgelehrte durchaus innehatten. Die Situation ist äusserst komplex. Lukas verschleierte die Widersprüche und offenen Fragen nicht.

Gibt es wenigstens eine Spur, die weiterführt? Das Schlüsselwort des Gesamttextes ist wohl «Habgier» in 12,15. Damit wird Jesus in die Tradition der prophetischen Kritik gestellt (Ez 22,27,33,31). Biblische Prophetie ist Aktualisierung der Tora. Ps 119,36 sieht die Weisungen der Tora als Alternative zur Habgier: «Deinen Vorschriften neige mein Herz zu, doch nicht der Habgier.» Dass sich Menschen in ihrer Begrenztheit erkennen und dem Leben vertrauen, ist viel. Es reicht aber nicht. Sie brauchen dafür auch einen verbindlichen sozialen Rahmen und Regeln, die die Solidarität fördern.

Peter Zürn

¹Kompendium der Gleichnisse Jesu, hrsg. von Ruben Zimmermann. Gütersloh 2007, 564–572.

²Aktuelle Materialien: Bibel heute 1/2010 Was ist Glück? Das Buch Kohelet lesen. Zu bestellen zum Preis von 11 Franken unter www.bibelwerk.ch.

³Elsa Tamez schlägt als Übersetzungsvariante für das hebräische Wort «haebel» statt Windhauch vor: Alles ist eine Schweinerei! Oder auch: «Alles ist Sch...!» Elsa Tamez: «Da hasste ich das Leben». Eine Lektüre des Buches Kohelet. Luzern 2001, 15.

⁴Ebd., 31 ff.

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Fachmitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

CHRISTLICHE BLICKE AUF ALLAH

Islamische Begegnung mit Allah und christliche Gotteserfahrung sind schon auf den ersten Blick eng verwandt; denn die Gottesbeziehungen in beiden Religionen und im Judentum weisen historische Gemeinsamkeiten auf, welche die Charakterisierung als «abrahamitische Religionen» nahelegen. Verbindend ist neben der geschichtlichen Herkunft in erster Linie die monotheistische Schöpfer-Beziehung. Sie rückt die drei Religionen in ihrer äusseren Gestalt und in ihrer Wirkung auf die Welt nahe zueinander – eine Beobachtung, welche derzeit *ex negativo* wegen möglicher Gemeinsamkeiten in der Haltung zu Gewalt und Gewaltausübung diskutiert wird.¹ Das Verbindende lässt sich weiter denken, indem auch sachliche Konvergenz vermutet wird im Sinne von «drei Namen – ein Gott». Diese durchaus aktuelle Sicht verdient eine historische Vergewisserung: einerseits im Blick auf ihre Grundlegung in der Aufklärung und ihre mittelalterlichen Vorläufer, andererseits im Blick auf ein geschichtliches Verständnis der Gottesbeziehung im Islam selbst.

Verbindende Erfahrungen

Die Sicht auf Gemeinsamkeiten der Gottesbeziehungen im Islam und im Christentum ist durch das aufgeklärte Toleranzideal nahegelegt. In der Ringparabel in Gotthold Ephraim Lessings Drama «Nathan der Weise» von 1779 löst der Vater das Problem der Gerechtigkeit mit einer List: Um beim Erbgang keinen seiner drei Söhne zu bevorzugen, lässt er von seinem kostbaren, heilwirkenden Ring zwei täuschend ähnliche Kopien herstellen. Auf diese Weise vermeidet er Streit, und zugleich erzwingt er bei den Begünstigten gegenseitigen Respekt. Niemand weiss, welcher Ring echt und welcher Ring kopiert ist, und so kann keiner der Söhne für sein Erbstück alleinige Authentizität beanspruchen – jeder muss auch den anderen achten. Zu lesen ist die Parabel als Lehrstück für die religiöse Toleranz: Der Schöpfer liebt alle seine Geschöpfe in gleicher Weise, deshalb gewährt er keinem von ihnen einen privilegierten, exklusiven Zugriff auf sein Erbstück, d. h.: auf die religiöse Offenbarung. Den Gläubigen bleibt nur, die Wahrheit der anderen als gleich ursprünglich anzunehmen; entscheidend ist die authentische Beziehung zum Vater. Die konstruierte Situation verschiebt und verändert die Wahrheitsfrage – allerdings kann sie auch die Vermutung nahelegen, es gebe zwar nur eine Wahrheit, doch sei der Blick darauf verstellt. Die Akzeptanz des jeweils Anderen wäre in diesem Fall keine echte Anerkennung von Pluralismus, sondern eher ein pragmatisches Verhalten mangels ausreichender Erkenntnismöglichkeit. In jedem Fall aber öffnet sich der Weg zur Konvergenzidee und zum Bekenntnis, wonach sich alle drei Religionen letztlich zum gleichen Schöpfer bekennen.

Die Ringparabel ist zu einer Art Mustertext der Aufklärung geworden – sie hat dazu gedient, das Verhältnis der drei monotheistischen Religionen zueinander zu beschreiben und religiöse Toleranz einzufordern. Diese wurde zu einer der wichtigen Errungenschaften, welche die Überwindung vormoderner sozialer Disziplinierung möglich machte und damit der Moderne den Weg bereitete; deshalb erscheint die darauf gründende Haltung heute als selbstverständlich und nahelegend. Indes bedurfte es langer Prozesse bis zur vorbehaltlosen Annahme des Toleranzideals, insbesondere in den Kirchen. Der Weg kennt Sieger und Verlierer, und er kennt zahlreiche Opfer. Für die katholische Kirche hat das Zweite Vatikanische Konzil im 20. Jahrhundert die Heilsabsicht Gottes («propositum salutis») für die anderen abrahamitischen Religionen anerkannt und bekräftigt, zunächst für das Volk Israel, dann für alle, welche den Schöpfer anerkennen – «inter quos imprimis Musulmanos» (Lumen Gentium 16).

Die Idee der Konvergenz in den Gottesbeziehungen von Christentum, Judentum und Islam setzt historisch die aufgeklärte Toleranz nicht voraus. Bereits vor deren Entwicklung war es möglich, Verbindendes zu sehen. Dies gilt selbst für die apologetische Literatur des Mittelalters und erst recht für die frühe Neuzeit – für jene Epochen also, in welchen im Christentum der eigene Wahrheitsanspruch ohne Einschränkung galt. Thomas von Aquin bezeichnete die Angehörigen des Islam als «infideles»,² Dantes Comedia Divina denunziert den «storpiato Maometto» als geschändeten Glaubenspalter,³ die Confessio Augustana von 1530 verwirft im ersten Artikel «de Deo» neben anderen «haereses» auch jene der «Mahometistas»,⁴ und in gleicher Weise argumentiert Petrus Kanisius im Grossen Katechismus von 1555.⁵ Bei aller Zurückweisung war dennoch ein Verständnis für Gemeinsamkeit in der Gottesbeziehung gegeben. Prominent manifestierte es sich in mehreren theologischen Auseinandersetzungen christlicher Theologen mit dem Islam, von denen einige als Religionsdialoge publiziert wurden. Zu den wichtigen gehören der «Dialogus contra iudaeos» des Petrus Alfonsi (um 1110) oder der «Dialogus inter Philosophum, Iudaeum et Christianum» des Petrus Abaelard (um 1126).⁶ Bedeutende Nachwirkung hatte der Spanier Ramon Lull (1232/33–1316). Nach der christlichen Rückeroberung auf Mallorca geboren, bekleidete er eine hohe Stellung am Hof von Aragón, ehe er 1263 ein Bekehrungserlebnis erfuhr. Er verliess Amt und Familie, um ein religiöses Leben im Dienst der Islam-Mission zu führen. Unter Anleitung eines Sklaven, den er eigens zu diesem Zweck erworben hatte, lernte er Arabisch und studierte die Theologie des Islam. Danach unternahm er mehrere Studienreisen nach Nordafrika. In Tunis disputierte er mit Muslimen und Juden, in Barcelona hielt er öf-

Dr. Markus Ries ist Ordentlicher Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. Der Artikel basiert auf dem Vortrag vom 21. März 2010, gehalten in der Reihe «Drei Religionen – ein Gott?» in der Jesuitenkirche Luzern.

¹ Arnold Angenendt: Toleranz und Gewalt. Das Christentum zwischen Bibel und Schwert. Münster 2009; Christine Abbt/Donata Schoeller (Hrsg.): Im Zeichen der Religion. Gewalt und Friedfertigkeit in Christentum und Islam. Frankfurt am Main 2008; Jan Assmann: Monotheismus und die Sprache der Gewalt (= Wiener Vorlesungen im Rathaus 116). Wien 2007; Uwe Justus Wenzel (Hrsg.): Was ist eine gute Religion? Zwanzig Antworten. München 2007; Peter Walter u. a. (Hrsg.): Das Gewaltpotenzial des Monotheismus und der dreieine Gott (= Quaestiones disputatae 216). Freiburg im Breisgau 2005; J. H. Ellens (Hrsg.). The destructive power of religion: violence in Judaism, Christianity and Islam I–IV. Westport 2004. ² «Haec igitur sunt quae, ut asseris, ab infidelibus impugnantur et irridentur. Irrident enim Saraceni, ut dicis, quod Christum Dei Filium dicimus, cum Deus uxorem non habeat; reputant nos insanos quod tres personas aestimemus in Deo per hoc aestimantes nos tres deos profiteri.» Thomas von Aquin: De rationibus fidei 1,3, hrsg. von Ludwig Hagemann und Reinhold Gleis (= Corpus Islamo-Christianum. Series Latina 2). Altenberge 1987, 60. Vgl. Stephan Leimgruber: Feinde oder Freunde. Wie können Christen und Muslime miteinander umgehen. Kevelaer 2008, 42 f.

BLICK AUF
ALLAH

fentliche Predigten. Unter anderem sein Einfluss soll dazu beigetragen haben, dass das Konzil von Vienne (1311–1312) beschloss, im Interesse einer wirksamen Mission das Studium der «Sprachen der Ungläubigen» zu fördern und am Römischen Hof sowie an den Universitäten von Paris, Oxford, Bologna und Salamanca je zwei Professuren für Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch einzurichten. Ramon Lull selbst setzte sich eingehend mit kontroverstheologischen Fragen auseinander und verfasste mehr als 250 einschlägige Schriften. So sehr sah er sich mit dem Orient verbunden, dass er sich als «Christianus arabicus» bezeichnete.⁷

In einem umfangreichen, zwischen 1274 und 1476 entstandenen Buch «vom Heiden und den drei Weisen» (*Libre del gentil e dels tres savis*) beleuchtet Lull das Thema der Konvergenz der abrahamitischen Gottesbeziehungen.⁸ Seine Darstellung entwickelt er anhand einer fiktiven Geschichte: Ein Christ, ein Jude und ein Muslim gewinnen einen Heiden für den Gottesglauben. Erst nach seiner Konversion stellt dieser mit Erstaunen fest, dass die drei nicht der gleichen Religion angehören. Darauf folgt ein Gespräch, in welchem die Beteiligten die Hauptsätze ihres Glaubens und die Eigenheiten ihrer Gottesbeziehungen darlegen und vergleichen. Im Ergebnis zeigt sich eine Gemeinsamkeit im Verständnis der Existenz Gottes, und es bleiben Differenzen in der Sicht auf die Existenzweise: Lull «behauptet nicht nur plump, das Christentum sei die einzig wahre Religion; er sieht Elemente dieser Wahrheit auch in anderen Religionen, aber dort nicht in ihrer Bestform gegeben».⁹ Mit den Eigenschaften Gottes setzt er sich sodann in einem weiteren fiktiven Gesprächsprotokoll auseinander, dem «*liber disputationis Raimundi Christiani et Homeri Saraceni*»,¹⁰ welches auf einem Religionsgespräch von 1307 in Algerien beruht. In mittelalterlich-theologischer Sicht geht es darin um die Frage, ob Allah ein anderer Name sei für den Gott Israels und Jesu Christi: Besteht im Letzten Konvergenz, bleibt eine kleine Grenze oder ist es am Ende nur ein Interpretationsunterschied? Lull beginnt seine Darstellung mit den Aspekten, welche im Islam für die Beziehung zu Allah entscheidend sind: Es geht um Güte, Einzigartigkeit, immerwährenden Bestand, Grösse, Kraft, Vollkommenheit und Gnade. In diesen Bereichen erkennt er bedeutende Gemeinsamkeiten und konstatiert, dass sich die Weisen, wie einerseits der Gott Jesu Christi und andererseits Allah erfahren werden, in vielen Punkten gleichen. Unterschiede betreffen das Handeln Gottes und die Einheit Gottes. Die Angehörigen des Islam, so die Kritik, sähen Allah statisch und beschränkt, letztlich in weiter Ferne von den Menschen. Ganz anders dagegen die Christgläubigen: Hier stehe Gott in aktiver, handelnder Beziehung zu seiner Schöpfung und besonders zu den Menschen; er wende sich ihnen zu und verändere fortwährend die Welt. Daraus ergeben sich für die Menschen selbst Handlungsmöglichkeiten, und diese seien – so Lull – jenen im

Islam überlegen. Letztlich sieht der grosse Gelehrte die alten Urteile bestätigt: Die islamische Theologie könne der Wahrheit gar nicht näher kommen, weil es dort an Gnade und Verstand und Glaube im Letzten fehle, weil man dort unter einem falschen Gesetz lebe. Die deutlichsten Unterschiede zwischen beiden Religionen macht er im Bereich der Ethik aus.¹¹

Historisch veränderte Beziehung

Wenn Lull auf der einen Seite die Gemeinsamkeit der Gottesbekenntnisse im Islam und im Christentum ins Licht hob und gleichzeitig angesichts der Unterschiede energisch am eigenen Wahrheitsanspruch und am Missionsideal festhielt, so lag dies nicht allein an der noch nicht entwickelten Toleranzidee. Ursache dafür war vielmehr auch eine Sichtweise, welche historischen Prozessen für das religiöse Verständnis nur geringen Stellenwert zuerkannte. Für das Christentum hat die Wahrnehmung von Veränderungen hingegen entscheidende Bedeutung: Die Beziehung zum Schöpfer veränderte sich im Laufe der Zeit allein schon dadurch, dass sie mit Christus eine fundamental neue Gestalt gewann. Gläubige Existenz ist ein dialogischer Prozess, bestimmt vom Wirken des Geistes und von der Veränderung menschlicher und sozialer Wirklichkeit. Auch für die Beschreibung der Glaubensbeziehungen im Islam sind historische Vorgänge von Bedeutung. Allah wurde schon in vorislamischer Zeit in Arabien und besonders an der Kaaba verehrt, doch an anderen Orten gab es vergleichbare Heiligtümer und vergleichbare Traditionen, die aber anderen Gottheiten zugeordnet waren.¹² Zur Zeit des Propheten Mohammed gewann die Verehrung Allahs an Bedeutung, unter den Pilgerstätten erhielt die Kaaba eine Vorrangstellung. Zunächst war dies noch nicht mit einem Monopol gleichzusetzen, vielmehr behielten auf der arabischen Halbinsel die übrigen heiligen Orte ein eigenständiges Gewicht. Die Orientierung auf Allah breitete sich indes rasch aus, und es entwickelte sich eine Dominanz: Die Menschen verehrten Allah an erster Stelle und bald als den einen und einzigen Gott. Dieser Monotheisierungsprozess hatte verschiedene Ursachen, auch jüdische und christliche Einflüsse dürften eine Rolle gespielt haben. Die Gemeinsamkeit der Gottesbeziehungen im Islam, im Christentum und im Judentum entspringt daher nicht nur theologischen, sondern auch ereignisgeschichtlichen Verbindungen. Ausgewirkt haben sich die Nähe und Gemeinsamkeiten der Orte, die zeitlichen Berührungen und auch die beteiligten Menschen.

Die vorislamische Beziehung zu Allah erfuhr durch Mohammed und den Koran seine entscheidende Vertiefung. Im 7. Jahrhundert formte sich ein neues Bekenntnis, seither ist im Islam die exklusive Verehrung Allahs gefordert. Ähnlich wie im Judentum und damit im Christentum erhielt die Religion ihre Profilierung, indem die Verehrung anderer Gottheiten und Mächte zurückgedrängt und überwunden wurde – darin liegt

³ 28. Gesang zur Hölle, V, 31. Dante Alighieri. Die Göttliche Komödie, hrsg. von Wilhelm G. Herz. München 142003, 124.

⁴ Confessio Augustana, Art. I. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche ⁵1963, 51.

⁵ Petrus Canisius, *Summa de doctrina Christianae* I, I. Petrus Canisius: Der Grosse Katechismus, hrsg. von Hubert Filser und Stephan Leimgruber (= Jesuitica 6). München 2003, 80.

⁶ Klaus Jacobi (Hrsg.): *Gespräche lesen. Philosophische Dialoge im Mittelalter* (= ScriptOralia 115). Tübingen 1999.

⁷ Erhard Wolfram Platzeck: Raimund Lull. Sein Leben – seine Werke. Die Grundlage seines Denkens (Prinzipienlehre) I–II (= Bibliotheca Franciscana 5–6). Rom-Düsseldorf 1962–1964, bes. I 3–59; Helmut Riedlinger: Raymundus Lullus, in: *Lexikon des Mittelalters* VII (1999), 490–493; Ramón Sugranyes; Raymond Lulle: philosophe et missionnaire, in: Ruedi Imbach u.a.: *Raymond Lulle. Christianisme, Judaïsme, Islam* (= Collection «Interdisciplinaire» 12). Fribourg 1986, 9–27.

⁸ Ramon Lull: *Das Buch vom Heiden und den drei Weisen*, hrsg. von Theodor Pindl. Stuttgart 2007. – Zum Folgenden siehe: Annemarie C. Mayer: *Drei Religionen – ein Gott? Ramon Lulls interreligiöse Diskussion der Eigenschaften Gottes*. Freiburg. i.Br. 2008.



Walter Kasper (links), scheidender Präsident des päpstlichen Einheitsrates, im Gespräch mit seinem Nachfolger Kurt Koch.

Vom Heizer zum Kapitän

Bischof Kurt Koch wird Präsident des päpstlichen Einheitsrates

Von Georges Scherrer

Zürich. – Den Aufenthalt auf einem Ausflugsschiff auf dem Thunersee nahm Bischof Kurt Koch einst zum Anlass für folgendes Bild: "Ich dachte, ich sei im Bistum der Kapitän. Ich habe aber den Eindruck, dass ich vor allem als Heizer tätig bin". Er hatte es nicht immer leicht in seinem Bistum, musste "unten durch". Jetzt ist er mit der Ernennung zum Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen in die höchsten kirchlichen Gefilde aufgestiegen. Er folgt auf den deutschen Kardinal Walter Kasper, der im vergangenen März seinen 77. Geburtstag feierte.

Kurt Koch, 1950 in Emmenbrücke bei Luzern geboren, studierte Theologie in Luzern und München. 1982 folgte die Priesterweihe. Daraufhin wirkte er drei Jahre als Vikar in der Pfarrei St. Marien in Bern. Von 1986 an lehrte er in Luzern als Dozent. 1989 wurde er Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft an der Hochschule Luzern. Zum Bischof von Basel wurde er 1995 ernannt und am 6. Januar 1996 von Papst Johannes Paul II. selbst zum Bischof geweiht. Seit

2002 ist Koch Mitglied des Päpstlichen Einheitsrates. Von 2007 bis 2009 war er Präsident der Schweizerischen Bischofskonferenz.

Im Jahr 2003 brach der Streit mit dem Priester Franz Sabo aus Röschenz BL aus. Rom hat es Bischof Koch anscheinend hoch angerechnet, dass es ihm trotz der Schlammschlacht, welche die Schweizer Medien um den Fall inszenierten, gelungen ist, Frieden mit dem Priester zu schliessen und dieser weiterhin in Röschenz wirkt.

Die Hemdsärmel musste Kurt Koch auch zurückkrepeln, als er auch gegen Widerstände die zehn Bistumskantone in drei Bistumsregionen einteilte, um die Organisation des Bistums zu verbessern. An verschiedenen Orten sah man wegen der Neuaufteilung die eigene Autonomie bedroht.

Ökumene als zentrales Anliegen

Neben den Aufgaben als Leiter seiner Diözese schrieb Kurt Koch bis heute rund 60 Bücher und Schriften, darunter "Mut des Glaubens" und "Eucharistie". 2006 erhielt er für sein Werk "Christen

Editorial

Im Baustellenbüro. – Die Ökumene sei die "Baustelle für die Kirche der Zukunft", unterstrich Kardinal Walter Kasper, scheidender Präsident des Päpstlichen Rates für die Einheit der Christen. Sein Nachfolger im zentralen Baustellenbüro, der Basler Bischof Kurt Koch, 60, wird reichlich zu tun haben. Denn im ökumenischen Geschäft ist längst und spätestens mit Papst Benedikt XVI. Ernüchterung eingeleitet.

Im Vatikan hofft man insbesondere, dass mit Kurt Koch wieder ein besseres Verhältnis zu den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen gefunden werden kann – schliesslich kennt er die aus eigener schweizerischer Erfahrung.

Die neue Aufgabe an zentraler Stelle der Weltkirche wird Kurt Koch, so ist zu vermuten, durchaus entsprechen und anspornen. In seinen 15 Jahren als Bischof von Basel dürfte der Intellektuelle phasenweise erheblich gelitten haben. In seinem persönlichen Brief zu seiner Ernennung schreibt Kurt Koch denn auch von "zeitraubenden innerkirchlichen Auseinandersetzungen und Polarisierungen". Die wird er im zentralen Baustellenbüro gewiss weniger zu spüren bekommen. Das sei ihm von Herzen gegönnt.

Josef Bossart

Das Zitat

Vollendete Tatsachen. – "Das päpstliche Geheimnis hat gut funktioniert. Und plötzlich ist der Bischof weg. Zu wessen Schutz diese Geheimniskrämerei gut ist? Zum Wohl des Bistums war sie sicher nicht. Ein geordneter Übergang, auch ein Übersiedeln nach Rom hätte gut in die Wege geleitet werden können. So sehen sich viele, die engsten Mitarbeiter (hoffentlich!) ausgenommen, vor vollendete Tatsachen gestellt."

Walter Kirchschräger, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Luzern, denkt in einem Kommentar in der Neuen Luzerner Zeitung (3. Juli) über die Art und Weise der Abberufung von Bischof Kurt Koch nach Rom nach. (kipa)

Bernard Genoud. – Der Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg hat das Kantonsspital Freiburg am 30. Juni verlassen, um sich in ein Pflegeheim der Stadt Freiburg zu begeben. Genoud musste sich wegen eines bösartigen Tumors in seiner rechten Lunge zwischen Oktober und März einer ambulanten Chemotherapie unterziehen und wurde Anfang Juni ins Spital eingeliefert. Genouds Gesundheitszustand ist nach Angaben des Bistums "stationär", er werde weiterhin medizinisch betreut. Im Pflegeheim verfüge Genoud über einen "logistischen Rahmen, der für die Ausführung seines Bischofsamtes besser geeignet ist", so das Bistum. (kipa)

Rino Fisichella. – Der Erzbischof und Chef der soeben gegründeten Vatikanbehörde für Neuevangelisierung sieht im Missbrauchsskandal eine Chance zum Aufbruch. "Das Schöne ist, dass die Krise wieder planerisch macht", sagte er in einem Interview mit der italienischen Tageszeitung "Corriere della Sera". Die Kirche müsse zum Wesentlichen zurückkehren und die Glaubensverkündigung in den Mittelpunkt stellen, und sie lebe von Reinigung und Erneuerung. (kipa)

Margot Kässmann. – Die deutsche Ex-Bischofin findet es "merkwürdig, wenn Menschen sich ein Kreuz umhängen, weil sie das irgendwie schmückend finden". Denn wer ein Kreuz trage, der bekenne sich "zum Gekreuzigten, das heisst zum gedemütigten Christus", sagte die Theologin bei einem Gottesdienst im Berliner Dom. Dorthin waren über 2.000 Menschen zu einem Abendmahlsgottesdienst mit Kässmann gekommen, die im Februar nach einer Alkoholfahrt von ihrem Amt an der Spitze des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zurückgetreten war. (kipa)

Alfred Donath. – Der ehemalige Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), Alfred Donath, ist am 28. Juni 78-jährig in Genf gestorben. Der SIG würdigte Donaths Wirken für den Gemeindebund während insgesamt eines Vierteljahrhunderts sowie seinen mutigen Einsatz für die Anliegen der jüdischen Gemeinschaft und für den interreligiösen Dialog. Donath stand von 2000 bis 2008 an der Spitze des SIG. (kipa)

in Europa" einen französischen Literaturpreis, der ihm anlässlich der "Tage des christlichen Buches" in Tours überreicht wurde. Nicht nur in diesem Werk spricht er über eines seiner bevorzugten Themen: die Ökumene.

Im preisgekrönten Buch, das er noch als Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft in Luzern verfasst hatte, beschreibt Koch eine Werte-Krise in Europa, die er bei verschiedenen Gelegenheiten auf das "Verdunsten des Glaubens" zurückgeführt hat. Koch befürwortet eine christliche Kirche, die sich nicht auf sich selber zurückzieht, sondern wichtige Werte wie Gewissensfreiheit, Gastfreundschaft, Solidarität, soziale Gerechtigkeit und unverletzliche Würde jedes Einzelnen heraushebt. Als positive Elemente der heutigen Gesellschaft nennt der angehende Präsident des Einheitsrates die Öffnung zum Dialog und die Freundschaft. Koch geht davon aus, dass das Christentum auf eine "befruchtende Ökumene" zugeht.

Vielfalt und Einheit

2006 veröffentlichte Koch, zu dieser Zeit Ökumene-Beauftragter der Schweizer Bischofskonferenz, das Buch "Dass alle eins seien. Ökumenische Perspektiven". Darin nimmt er eine Standortbestimmung der Ökumene vor und sucht nach neuen Wegen in eine ökumenische Zukunft. Oberstes Ziel der Ökumene darf nach seiner Überzeugung nicht allein die gemeinsame Eucharistiefeier sein. Der "eigentliche Skandal" bestehe nämlich darin, "dass wir als Kirchen nach wie vor getrennt und als Christenheit gespalten sind", stellt Koch fest. Seinen selbstverständlichen Ort in der Gemeinschaft der Christen werde das gemeinsame Abendmahl erst nach Überwindung dieser Trennung finden.

Koch äussert sich in dem Buch auch über die Begriffe "Kirche" und "Kirchen" als ökumenisches Kernproblem. Nach katholischem Verständnis existiert die eine universale Kirche in der Vielfalt der einzelnen Ortskirchen. Im Dialog mit anderen kirchlichen Gemeinschaften, insbesondere denen, die aus der Reformation hervorgegangen sind, stelle sich deshalb die Frage nach dem Wesen der Kirche. Die Probleme der gegenseitigen Anerkennung kirchlicher Ämter und der eucharistischen Gemeinschaft sind seines Erachtens die "Brennpunkte des ökumenischen Dialogs".

Grösste Herausforderung an die Ökumene ist eine "post-moderne Grundhaltung", welche eine Anerkennung der Vielfalt und "versöhnte Verschiedenheit" als höchste erreichbare Ziele be-

trachtet. Koch: "Wie in dieser postmodernen Mentalität einer individualistischen und pluralistischen Beliebigkeit das ökumenische Grundanliegen der Suche nach sichtbarer Einheit der Kirche Jesu Christi wahrgenommen werden kann, dürfte zweifellos die grösste Herausforderung an die Ökumene sein."

Schadensbegrenzung

Zu einem herben Dämpfer in der Ökumene kam es 2000, als die Glaubenskongregation unter ihrem Präfekten Joseph Ratzinger, dem heutigen Papst Benedikt XVI., die Erklärung "Dominus Iesus" veröffentlichte und darin erklärte: "Es gibt also eine einzige Kirche Christi, die in der katholischen Kirche subsistiert und vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird." Die Kirchen der Reformation fühlten sich vor den Kopf gestossen, weil ihnen quasi die Kirchlichkeit abgesprochen wurde. Auch in der Schweiz löste dies viel Unmut aus.

Koch setzte sich für Schadensbegrenzung in dieser "offen-sichtlich schwierig gewordenen ökumenischen Situation" ein. Er betonte immer wieder, unter anderem in einem Brief an den Präsidenten des Rates des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Thomas Wipf, dass es nicht die Absicht des Vatikan-Schreibens gewesen sei, "die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften herabzusetzen oder zu diskriminieren".

Glaubensgrundlage des Anderen

Schon gar nicht habe man Katholiken als bessere Christen hinstellen wollen. Die Hauptaussage des Textes sei vielmehr eine Selbstverständlichkeit für jeden ökumenisch Informierten, nämlich, dass die reformatorischen Kirchen keine Kirchen seien in dem Sinn, wie die katholische Kirche "sich selbst versteht und von ihren Glaubensgrundlagen her verstehen muss". Koch insinuiert in diesem Zusammenhang, nicht von "Nicht-Kirchen oder Scheinkirchen", sondern "Kirchen in einem analogen Sinn" oder "Kirchen eines anderen Typs" zu sprechen. Jetzt sitzt der Bischof von Basel an einem der Schalthebel in der katholischen Kurie in Rom. Und vielleicht wird sich der künftige Kardinal, wenn es die Wogen in der Kurie oder im Umgang mit anderen Kirchen zu glätten gilt, mehr als einmal an jenen Satz erinnern, den er kurz nach seiner Weihe zum Bischof bei seiner Ausfahrt auf dem Thunersee äusserte: "Ich dachte, ich sei im Bistum der Kapitän. Ich habe aber den Eindruck, dass ich vor allem als Heizer tätig bin." (kipa / Bild KNA)

Fleisch gewordene journalistische Texte

Ausstellung "Kunst aus dem Kloster – Schweizer Ordensleute stellen aus"

Von Andrea Moresino

Bern. – "Kunst ist für mich Freude", sagte die Zisterzienserin Luzia Güller im Interview der letztjährigen Kipa-Artikel-Serie "Künstlerinnen und Künstler in Schweizer Klöstern". Dass Kunst Freude ist und viele Freundinnen und Freunde hat, zeigte sich am 2. Juli. Rund 350 Personen waren der Einladung von Kipa-Apic und der offenen Kirche in die Heiliggeistkirche in Bern gefolgt. Die Ausstellung ist bis 31. August geöffnet.

Ein Fleisch gewordener Text sei diese Ausstellung, sagte die Co-Präsidentin der Katholischen Internationalen Presseagentur, Beatrix Ledergerber-Baumer, zu Beginn des Abends, denn die Organisation einer Ausstellung sei normalerweise nicht Aufgabe einer Presseagentur.

Kunst ist lebensnotwendig

Dass innovative, zeitgemässe Kunst bei den Gläubigen und den kirchlichen Behörden einen schweren Stand haben kann, sei nicht weiter verwunderlich, sagte Josef Osterwalder, Journalist, Theologe und Vorstandsmitglied von Kipa-Apic, in seiner ebenso fundierten wie pointierten Ansprache. So gelte für viele Menschen der "Herrgottschnitzer" als Inbegriff des religiösen Künstlers. Früher gab es den Graben zwischen Kirche und Kunst nicht, wo doch ein Abt in St. Gallen unter anderem aufgrund seiner künstlerischen Qualitäten eingesetzt wurde. Wie wäre es, wenn auch heute noch Anwärter auf kirchliche Ämter so ausgesucht würden, sinnierte Osterwalder und stellte mit einem Augenzwinkern die Frage: "Lieber Kurt, wie hast du es mit der Kunst?"

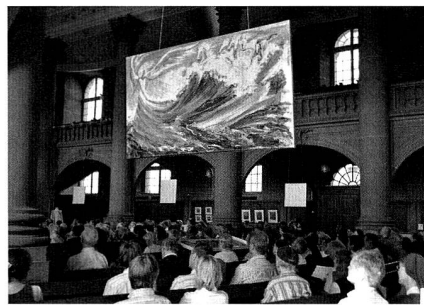
Mit dem Wort von Dostojewski "Der Mensch kann ohne Wissenschaft leben, er kann ohne Brot leben, aber er kann nicht ohne Schönheit leben", brachte es Osterwalder auf den Punkt: "Kunst ist lebensnotwendig" und bedankte sich bei den Künstlerinnen und Künstlern für ihr Schaffen.

Die Präsentation der ausstellenden Kunstschaffenden übernahm einer aus ihrer Mitte: Eugen Bollin, Maler, Zeichner und Lyriker aus dem Kloster Engelberg OW. Er bekräftigte die Wesensverwandtschaft von Kunst und Religion. Sehr oft sei die biblische Welt den Künstlern Heimat, doch auch politische

und soziale Aspekte kämen nicht zu kurz. Auch wenn man sie nicht an den Werken einer Kunstszene messen könne, sei ihre Kunst weder rückständig noch langweilig.

Musik ist hörbare Kunst

Von der Lebensnotwendigkeit der hörbaren Kunst überzeugten an diesem Abend die musikalischen Intermezzi des Vokalensembles Tirami Via. Sie brachten im musikalischen Querschnitt auch zwei komponierte Stücke der porträtier-



Vernissage der Ausstellung in der vollen Heiliggeistkirche in Berns Zentrum.

ten Künstlerin Leonore Jenny aus dem Kloster Mariazell LU zur Aufführung. Jürg Brunner, Organist der Heiliggeistkirche, spielte abwechselnd mit dem Vokalensemble auf der grossen Orgel und füllte den Raum mit wunderbaren Tönen – eine Kunst für sich.

Hör- und sehbar war die pffiffige Darbietung der Augustinerschwester Isabel Bachmann aus Saint-Maurice VS. Ihre selbst gestalteten Handpuppen hatten als "Augustiner Domspatzen" einen mitreisenden Auftritt. Im zeitgemässen Playback-Stil gaben sie Bekanntes aus der Oper "Carmen" von Georges Bizet und der Gospelszene zum Besten und verführten das Publikum zum Mitwippen.

Das enorme Interesse an den ausgestellten Bildern, Skulpturen, Ikonen und künstlerischen Webarbeiten hielt auch nach der Vernissage an und so manche Entstehungsgeschichte konnte man im persönlichen Gespräch mit den Kunstschaffenden erfahren.

Hinweis: Die Portraits sind im Internet verfügbar unter: www.kipa-apic.ch/index.php?&pw=&na=4,0,0,0,d,47203 und sind auch in gedruckter Form erhältlich: Kipa-Apic, Administration, Rue du Botzet 2, Postfach 192, 1705 Freiburg; administration@kipa-apic.ch (kipa / Bild: Barbara Ludwig)

Reformorientiert. – Der neue Bischof von Basel soll reformorientiert sein, sicher kein Konservativer, Distanz zu Rom haben, offen sein für die Frauenordination, ein Seelsorge-Bischof, der nahe beim Kirchenvolk ist: So lauten einige der Voten, welche die Zeitung "Sonntag" bei beteiligten Regierungsräten eingeholt hat. Denn die Bischofswahl im Bistum Basel erfolgt auf weltweit einzigartige Weise, indem im Rahmen der Diözesan-Konferenz auch Politiker eine Rolle spielen; der Diözesan-Konferenz gehören 14 Regierungsräte an. (kipa)

Homosexuell und Bischof? – Die anglikanische Kirche von England könnte bald einen bekennend homosexuellen Bischof haben. Jeffrey John ist nach Medienberichten ein Favorit für den Bischofsstuhl in Southwark; er ging vor einigen Jahren eine zivilrechtliche Partnerschaft mit einem Priesterkollegen ein, lebt aber nach eigenen Angaben zölibatär. (kipa)

Umweltfreundlich. – Im belgischen Landesteil Flandern prüfen derzeit die Behörden, ob das Auflösen von Leichen in Kalilauge als Bestattungsart zugelassen werden kann. Der flämische Bestatter-Verband weist darauf hin, dass diese Form umweltfreundlicher sei als die Kremation, da kein CO2 anfallt und der Energieverbrauch sehr viel geringer sei. (kipa)

Aufarbeitung. – Der im Mai vom Luzerner Regierungsrat mit der Aufarbeitung der Vorkommnisse in den Luzerner Erziehungsanstalten beauftragte Historiker Markus Furrer hat seine Arbeit aufgenommen. Furrer wird sich auch mit den Vorkommnissen im Kinderheim Rathsauhen befassen, mit dessen Führung 1882 bis 1972 Ingenbohrer Schwestern beauftragt waren. (kipa)

Schweizergarde. – Nach Beendigung der rund fünfwöchigen Grundausbildung haben am letzten Wochenende zwölf Rekruten der Schweizergarde ihren Dienst in der päpstlichen Schutztruppe angetreten. Nach Angaben der Schweizergarde stammen acht der neuen Soldaten aus deutschsprachigen Kantonen, zwei aus Graubünden und je einer aus dem italienischsprachigen Tessin und dem frankophonen Freiburg. (kipa)

Im Normalfall ein Diözesanadministrator

Von Georges Scherrer

Zürich. – Der Entscheid des Papstes, Kurt Koch nach seiner Ernennung zum Präsidenten des vatikanischen Einheitsrates auch als Apostolischen Administrator für das Bistum Basel einzusetzen, hat Befürchtungen ausgelöst. Eigentlich wäre aufgrund seiner Statuten das Domkapitel bei einer Bischofsvakanz zuständig für die Wahl eines Diözesanadministrators, der bis zur Einsetzung des neuen Bischofs das Bistum leitet.

Das Domkapitel sei durch die Ernennung von Kurt Koch zum Apostolischen Administrator überrascht worden, sagte der Vorsteher des Domkapitels, Dompropst Arno Stadelmann, auf Anfrage. Das Domkapitel könne mit der Lösung Roms aber leben und die heisse: Der eigene Bischof leitet sein Bistum bis zur Einsetzung seines Nachfolgers.

Auch Kirchenrechtler schätzen die Lage nicht anders ein. Urs Brosi, Generalsekretär der Landeskirche Thurgau, erklärte gegenüber Kipa: "Für das Bistum Basel gibt es keinen formalen Anspruch für die Wahl eines Diözesanadministrators. Es besteht keine Verletzung des Konkordats." Der Papst sei aber vom "Normalweg" abgewichen. Dieser sieht vor, dass das Konsultorenkollegium gemäss Canon 421 des Kirchenrechtes den Diözesanadministrator wählt, der das Bistum bis zur Einsetzung des neuen Bischofs leitet.

Urban Fink ("Schweizerische Kirchenzeitung") weist zudem auf eine neuere Entwicklung hin. In letzter Zeit habe der Papst bei einer Bischofsvakanz unter Umgehung des Konsultorenkollegiums mehrmals einen Apostolischen Admi-

nistrator seiner Wahl eingesetzt, etwa beim Münchner Kardinal Friedrich Wetter, der 2007 zurücktrat und Apostolischer Administrator wurde. Auch Bischof Amédée Grab, ebenfalls 2007 zurückgetreten, wurde im Bistum Chur nach seinem Rücktritt Apostolischer Administrator des Bistums.

Normalfall oder Notfall?

Ein Apostolischer Administrator wird in der Regel durch den Papst eingesetzt, wenn bei der Neubesetzung eines bischöflichen Stuhls Schwierigkeiten zu erwarten sind oder die Ernennung längere Zeit in Anspruch nehmen könnte. Eines ist sicher: Papst Benedikt XVI. ist vom "Normalweg" abgewichen. Im Normalfall wäre wahrscheinlich einer der beiden Basler Weihbischöfe Diözesanadministrator geworden.

Dieses Abweichen würde darauf deuten, dass besondere Umstände vorliegen, die dem Papst signalisierten, er müsse selber Vorsorge leisten, wie die Interimsleitung aussieht. Das Bistum Basel befindet sich zur Zeit insofern in einer heiklen Lage, als verschiedene wichtige Posten neu besetzt wurden und die Chefs sich noch einarbeiten. Weihbischof Denis Theurillat etwa hat in diesem Frühling die Leitung des Bischofsvikariats Personal und Bildung übernommen.

Ein "Notfall", der die Ernennung eines Apostolischen Administrators rechtfertigt, liegt im Bistum Basel nicht vor. Es wäre zudem eine Erleichterung für Bischof Kurt Koch gewesen, wenn er sein neues Amt in Rom ohne den Ballast eines Apostolischen Administrators hätte übernehmen können. (kipa)

Seitenschiff

Zeitnah. – Die katholische Kirche denke eben in Jahrtausenden, und deshalb dauere im Vatikan immer alles ein bisschen länger, lästern Spötter, wenn von kirchlichem Reformstau die Rede ist. Doch das Machtzentrum der Kirche ist immer wieder mal für eine Überraschung gut.

In welchem anderen multinationalen Unternehmen wird so zeitnah informiert, wie dies bei der Ernennung von Bischof Kurt Koch zum päpstlichen Ökumeneminister geschehen ist? Bitte schön: Am Mittwoch erfuhr die Welt, dass Kurt Koch fortan in Rom wirken würde – und am Donnerstag waltete er in Rom bereits seines Amtes.

Stünde nicht immer noch der Reformstau an, man wäre geneigt, von einer für vatikanische Verhältnisse geradezu unheimlichen Beschleunigung zu sprechen.

job

Die Zahl

8,5 Millionen. – Die kantonalkirchlichen Organisationen der Schweiz haben einer erneuten Erhöhung ihrer Beiträge an die Römisch-Katholische Zentralkonferenz (RKZ) der Schweiz zugestimmt. Die RKZ erwartet nach der Erhöhung der Zielsumme um 2,9 Prozent Beitragsleistungen von rund 8,5 Millionen Franken. Davon werden für die Mitfinanzierung gesamtschweizerischer und sprachregionaler Aufgaben der Kirche im nächsten Jahr 6,5 Millionen Franken bereitgestellt. Die Finanzlage der kantonalkirchlichen Organisationen ist derzeit nach RKZ-Angaben mancherorts "deutlich angespannter" als auch schon. (kipa)

Zeitstriche

Lock-Juden. – Weil in Amsterdam die antisemitischen Angriffe vor allem marokkanischstämmiger Jugendlicher gegen die jüdischen Bewohner stetig zunehmen, prüft die Stadt nun den Einsatz von "Lock-Juden". Polizisten, getarnt als orthodoxe Juden mit Hut und Schläfenlocken, sollen dabei zum Einsatz kommen. – Karikatur: Monika Zimmermann für KipaWoche. (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Josef Bossart, Andrea Moresino
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

eine verbindende Besonderheit der abrahamitischen Religionen. Auch im Islam ist der eine und einzige Gott Schöpfer der Welt und Ziel der Geschichte. Die Menschen in Beziehung zu Allah sind gehalten, seine Fürsorge dankbar anzunehmen – wer dieses Gebot missachtet, setzt sein Heil aufs Spiel. Am Ende der Zeit wird Allah sein Werk zu Ende bringen; er wird die diesseitige Welt überwinden und die Verstorbenen zu neuem Leben erwecken. Es ist auch die Zeit des Gerichtes: Die Gläubigen erhalten Zugang zum Paradies, die Ungläubigen werden in die Unterwelt verbannt. Die Menschen sind in Pflicht genommen; sie sind gehalten, nach den Weisungen des Korans den Geboten Gottes zu folgen. Auch nach Erschaffung der Welt greift Allah fortwährend in den Gang der Geschichte ein: Er beruft Propheten und bestraft jene, die ihm Dankbarkeit verweigern oder das Bekenntnis zurückweisen. Wie im damaligen Christentum gab es in der islamischen Frühzeit Strömungen, die sich zu einer Art Heils- und Unheilsmechanismus bekannten: Verhält der Mensch sich gut und gottgefällig, so wird ihm dies angerechnet, und er erfährt entsprechende Belohnung; tut er dies nicht, zieht er sich selbst Gottes Gericht zu.¹³

Christgläubige und Muslim stehen beide in Beziehung zu Gott, der sich den Menschen zuwendet, der sie annimmt und ihrem Leben über die Zeit hinaus eine Perspektive verschafft. Eigenheiten und Unvereinbarkeiten der beiden religiösen Bekenntnisse zeigen sich in der Art der Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpf.¹⁴ In dieser Hinsicht weist das christliche Bekenntnis Merkmale auf, die in der Gottesbeziehung des Islam nicht integrierbar sind. An erster Stelle ist das trinitarische Bekenntnis zu nennen – die Selbstmitteilung Gottes durch den Vater, in Jesus Christus und im Geist. Die Kommunikation zwischen Geschöpf und Schöpfer, die Verbindung zwischen der Welt und ihrem Ziel ist im Christentum anders verstanden als im Judentum und im Islam – Verschiedenheiten berühren das Zentrum und sind nicht akzidentiell. Sie sind auch für all jene sichtbar, welche andere religiöse Bekenntnisse in Toleranz annehmen und zugleich in der Wahrheit des eigenen Weges stehen.

Annahme des Anderen

Die dogmatischen Unterschiede stehen einer verbindenden Sicht auf die Gottesbeziehungen im Islam und im Christentum nicht als unüberwindliche Hindernisse im Weg. Voraussetzung ist die Beseitigung traditioneller, teilweise weit zurückreichender Vorurteile. Dazu gehört etwa die christliche Rede von Allah als einer fernen, unbewegten Wirklichkeit. Ihr gegenüber ist ein anderer Aspekt hervorzuheben: Allah ist auch verstanden als derjenige, der sich der Schöpfung zuwendet – nicht nur Gehorsam fordernd, sondern zugleich empathisch und barmherzig.¹⁵ Der Mensch ist dazu berufen, diese Beziehung sichtbar zu machen und sich mit anderen und mit der Schöpfung insgesamt solidarisch

zu zeigen. Dies relativiert innerweltliche Mächte und lässt die Ausbeutung des Geschaffenen nicht zu. Selbstlosigkeit und Solidarität sind Kennzeichen dieser Haltung. Sie manifestiert sich weniger in der Erwartung des kommenden Gerichtes und vielmehr im Sinne einer Selbstverpflichtung: Die Menschen sind geschaffen zum Guten und berufen zur Gerechtigkeit.

Eine solche verbindende Sicht auf Gott als Ursprung und Bezugspunkt der Schöpfung des menschlichen Lebens öffnet Wege für einen zukunftsfähigen Umgang der Religionsgemeinschaften miteinander. Kennzeichen ist einerseits die Annahme des Anderen, andererseits der Verzicht auf Durchsetzung eines alleinigen Geltungsanspruchs. Die Wahrheit des eigenen Weges und die Authentizität der eigenen Gottesbeziehung fordern keineswegs eine Geringschätzung anderer Wege. Möglich ist eine Einheit in der Vielfalt: In den Religionen gibt es eine von Gott herkommende Ausrichtung auf eine gleiche Zukunft – «Gottes Weg mit den Menschen hat mehr als nur ein Zentrum».¹⁶ Nicht die Ausrottung des Anderen als Irrgläubiger oder Heide führt zum Ziel, sondern die Annahme des Anderen um seiner selbst willen. Sie bleibt nicht bei Lessings früher Toleranz stehen, die einen gemeinsamen, sich in verschiedenen Weisen offenbarenden Gott vor Augen hat. Diese Sicht rechnet vielmehr mit mehreren Zugangsmöglichkeiten, ohne damit die eigene Tradition zu relativieren. Auch ist es möglich, alltagspraktische Unterschiede zu benennen. Wer die Wahrheit des Anderen anerkennt, ist nicht gehalten, auch die Konsequenzen anzuerkennen. Im Blick auf eigene wie auf andere Religion sind jene Verhaltensweisen abzulehnen, die zu Liebe, Toleranz und Gerechtigkeit im Widerspruch stehen. Es geht um Gerechtigkeit gegenüber Eigenen und Fremden, gegenüber Gläubigen und Ungläubigen, gegenüber traditionell Religiösen und Konvertierten. Missachtung solcher Grundüberzeugung verdient keinen Respekt, auch wenn sie im Namen einer Religion geschieht.

Gerechtigkeit als Grundhaltung und Tugend wird es möglich machen, ebenso engagiert für das eigene Bekenntnis zur Wahrheit wie für die wechselseitige Wertschätzung der Religionsgemeinschaften einzustehen. Die Gottesbeziehung von Christgläubigen und Muslim weisen Gemeinsamkeiten auf, und sie unterscheiden sich. Verbindend sind viele Aspekte des Glaubens an einen Gott. Sie ermöglichen es, die Augen auf das Gemeinsame zu richten und die Chance der gegenseitigen Annahme wahrzunehmen – in Verantwortung für die gleiche Schöpfung, in der Hoffnung auf die allen verheissene Zukunft, und in der Geborgenheit von Gottes Zuwendung. Ungerechtigkeit benennen, Unterschiede anerkennen, die Wahrheit des Anderen respektieren, auch wenn es lange nicht selbstverständlich war: Darin liegt die Chance für einen Weg in die Zukunft. «Die Liebe wird alles umfassen, sie glaubt alles, sie hofft alles und sie erträgt alles» (1 Kor 13,7).

Markus Ries

BLICK AUF ALLAH

⁹ Ebd. 417. – Fernando Dominguez: Der Religionsdialog bei Raimundus Lullus. Apologetische Prämissen und kontemplative Grundlage, in: Jacobi, Gespräche lesen (wie Anm. 6), 263–290.

¹⁰ Zum Folgenden siehe: Hans Daiber: Raimundus Lullus in der Auseinandersetzung mit dem Islam. Eine philosophisch-geschichtliche Analyse des «Liber disputationis Raimundi Christiani et Homeri Saraceni», in: Matthias Lutz-Bachmann / Alexander Fidora (Hrsg.): Juden, Christen und Muslime. Religionsdialoge im Mittelalter. Darmstadt 2004, 136–172.

¹¹ Ebd., 165.

¹² Tilman Nagel: Geschichte der islamischen Theologie. Von Mohammed bis zur Gegenwart. München 1994, 14–24; Anton Schall, Islam I, in: TRE XVI (1993), 315–336.

¹³ Ebd., 328–335.

¹⁴ Arnulf von Scheliha: Der Islam im Kontext der christlichen Religion (= Studien zum interreligiösen Dialog 6). München-Berlin 2004, 14–45.

¹⁵ Johannes Lähnemann: Islam III, in: TRE XVI (1993), 349–358, hier: 354 f.

¹⁶ Scheliha, Der Islam (wie Anm. 14), 21.

WOHIN GEHT DIE LITURGIE?

BERICHT

Ein Studientag an der Theologischen Fakultät Freiburg

Themen und Fragen rund um die Liturgie der Kirche stossen derzeit auf grosses Interesse, nicht nur bei Theologinnen und Theologen, sondern auch bei den Gläubigen und kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Pfarreien und Gemeinschaften. Der Grund dafür ist, dass derzeit nicht klar ist, wohin die Liturgie sich weiterentwickeln wird. Ein Studientag der Theologischen Fakultät Freiburg in Zusammenarbeit mit dem CIFT (Centre interdiocésain pour la formation théologique) hat am 10. März 2010 eben das Thema «Wohin geht die Liturgie?» behandelt. Sowohl die historischen Etappen der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils, von den 1960er-Jahren bis zu lehramtlichen Verlautbarungen aus jüngerer Zeit, als auch die theologische Deutung der Reformschritte und nicht zuletzt die Frage nach der pastoralen Wirklichkeit waren Inhalt der Vorträge. Neben der gelungenen Mischung der Referatsthemen aus Pastoral, Theologie und Geschichte bestand auch die Möglichkeit zum Austausch in Gruppen, was dem Studientag eine eigene Prägung verlieh und ihn nicht nur Studierende, sondern auch ehrenamtliche und hauptamtliche kirchliche Mitarbeiter aus verschiedenen Schweizer Diözesen anzog.

Liturgie heute – aus dem Blickpunkt von Pastoral, Theologie und Geschichte

Unter der Gesamtleitung des Pastoraltheologen Prof. Dr. François-Xavier Amherdt (Freiburg) waren Referentinnen und Referenten aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz eingeladen. Gleich zur Eröffnung des Tages gab es ein gemeinsames Gebet, so dass man sich an dem Tag nicht nur theoretisch mit Liturgie befasste. Am Vormittag teilte sich das Plenum von rund 150 Personen in Sprachgruppen auf, und es waren Referate zu hören zur «Rezeption der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils» aus historischer Sicht (Prof. Dr. Martin Klöckener, Freiburg), zur «Liturgie in der heutigen Gesellschaft» (Dr. Siri Fuhrmann, Mainz) und über «Die Zukunft der Liturgie: Konsequenzen für die Pastoral» (Peter Spichtig, Freiburg); Dr. Jean Claude Reichert (Strasbourg) referierte über «La liturgie et l'expérience chrétienne dans la société actuelle», Prof. Dr. Martin Klöckener stellte «La réception de la réforme liturgique du Concile Vatican II: une approche historique» vor, Prof. Dr. Patrick Prétot (Paris) hielt einen Vortrag über «La réception de la réforme liturgique du Concile Vatican II: approche théologique» und Joël Serard (Coutances/Frankreich) stellte die pastorale Sicht dar («L'avenir de la liturgie: Les con-

séquences pour la pastorale»). Ein Podiumsgespräch rundete den Tag ab.

Liturgiereform auf verschiedenen Ebenen und Etappen

Das Eröffnungsreferat des Freiburger Liturgiewissenschaftlers Martin Klöckener gab einen historischen Gesamtüberblick über den Verlauf der liturgischen Entwicklung seit der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils und bot damit eine Grundlage für weitere Diskussionen und Referate. Im Vortrag wurde aufgezeigt, dass die Umsetzung der Reform mit sehr unterschiedlicher Dynamik und auf verschiedenen Ebenen vonstatten gegangen ist. Standen zu Beginn die Arbeiten einer Vorbereitungskommission, so wurde die Reform von der Bischofsversammlung auf weltkirchlicher Ebene in der Konzilsaula mit überragender Mehrheit von 2163 zu 4 Stimmen befürwortet. Der dringende liturgische Reformbedarf schien offenkundig, und der Apostolische Stuhl, dem die Ausführung des Konzilsbeschlusses übergeben wurde, veranlasste recht bald die Herausgabe neuer liturgischer Bücher und Dokumente zur Umsetzung der Reform auf teilkirchlicher Ebene, also in den Diözesen weltweit. Diese Umsetzung bedeutete, dass erstmals seit der Spätantike in der römischen Kirche wieder muttersprachliche Ausgaben liturgischer Bücher verwendet wurden, was dazu diente und dient, die liturgische Feier an sich für die Gläubigen verständlich und geistlich mitvollziehbar zu machen. Die Pfarreien und Gemeinschaften nahmen die Änderungen weithin gerne auf. Manchmal bot der Apostolische Stuhl übereifrigem Reformwillen Einhalt, so schon 1970 durch die Instruktion *Liturgicae instaurationes*. Die Spannung zwischen Erneuerungseifer und Vorbehalten gegenüber dem Fortschritt sollte auch in den darauffolgenden Jahren bestehen bleiben. Der weitere Verlauf nach dem Konzil zeigte, dass die Liturgiereform Früchte trug, etwa im Pontifikat Johannes Pauls II., der die Inkulturation und die geistliche Vertiefung der Liturgie wie auch die liturgische Bildung forcierte. In dieser Zeit begann allerdings auch, so Klöckener, eine Einschränkung der teilkirchlichen Autorität bei der Erstellung der liturgischen Bücher, was sich auf die liturgische Entwicklung ausgewirkt hat und weiterhin auswirkt.

Herausgabe neuer liturgischer Bücher nach neuen Richtlinien

Wenigstens zwei Entwicklungen der jüngeren Zeit gaben Anlass zur Diskussion und berechtigten die

Frage: Wohin geht die Liturgie? Zum einen sind es Richtlinien, die durch die Instruktion *Liturgiam authenticam* aus dem Jahr 2001 gegeben werden, da die Bischofskonferenzen auf dieser Grundlage neu übersetzte liturgische Bücher erarbeiten müssen, und zum anderen ist es die Tridentinische Liturgie als «ausserordentliche» Form der Liturgie (Brevier, Rituale, Messbuch, Teile des Pontifikales), die durch das Motuproprio *Summorum Pontificum* (2007) für die gesamte Kirche wieder zugelassen und gefördert wurde. Beide Schritte erwecken theologische und pastorale Bedenken. Das neue Begräbnisrituale (2009) ist ein Beispiel für eine Neuübersetzung aus dem lateinischen Text. Bei einem grossen Teil der Pfarrer und Bischöfe ist es auf Ablehnung gestossen. In seiner jetzigen Form zeugt das Buch von wenig sprachlichem und pastoralem Feingefühl; es ist kein Raum für die Anpassung an ortskirchliche Besonderheiten gegeben, und es durften selbst hinsichtlich der äusseren Form keine Veränderungen gegenüber der lateinischen Ausgabe vorgenommen werden. Bei aller Sinnhaftigkeit, als Weltkirche eine Art «Standard» für die römische Liturgie durch die lateinischen Ausgaben der liturgischen Bücher zur Hand zu haben, bleiben doch zentrale Fragen, wie die sprachlichen, kulturellen und pastoralen Gegebenheiten der jeweiligen Ortskirchen darin Platz finden können. Die Erfahrung der Geschichte zeigt, dass die ortskirchlichen Eigentraditionen und Aspekte der Inkulturation zur Lebendigkeit und Volksnähe der Liturgie beitragen; eine «Vielfalt in der Einheit» wird es sinnvollerweise auch weiterhin geben, denn die Weltkirche wächst, und noch immer werden neue Kulturräume für das Evangelium gewonnen. Wie der Wunsch des Papstes im Motuproprio, dass «alte» und «neue» Formen der Liturgie einander bereichern mögen, umgesetzt werden soll, bleibt unbeantwortet. Stehen dabei nicht zwei sehr unterschiedliche liturgietheologische Modelle einander gegenüber? Hat das Zweite Vatikanische Konzil nicht die «Zeichen der Zeit» aufgegriffen und einen Wandel vollzogen – weg von einer klerikerzentrierten Liturgie und hin zum Modell der Teilnahme aller Gläubigen im Sinne der Kirche als Gemeinschaft und Volk Gottes? Ebenso unbeantwortet ist die Frage, wie Tridentinische Liturgie und Inkulturation miteinander einhergehen sollen.

Liturgische Entwicklung ohne Dynamik und Vision?

Im Referat von Peter Spichtig, Leiter des Liturgischen Instituts für die deutschsprachige Schweiz, wurde unter anderem der Frage nach dem Umgang mit traditionalistischen Strömungen in der Kirche nachgegangen. Spichtig sieht einen Zusammenhang zwischen dem gross angelegten Versuch, die Tridentinische Liturgie wiederzubeleben, und der Tatsache, dass die Kirche heute nur noch eines von vielen Sinn-

angeboten in den säkularisierten Gesellschaften ist. Fehlt es der Liturgie und der Kirche heute an Visionen, um die Herausforderungen der Gegenwart und der Postmoderne zu bewältigen? Ist der Rückgriff auf den «alten» Ritus die passende Antwort darauf, oder ist es eine Flucht mit verklärtem Blick in eine scheinbar «heile katholische Welt»? Tatsächlich wird die Tridentinische Liturgie bisher nur vereinzelt gewünscht und gefeiert. Spichtig meinte, dass die Liturgiekonstitution nicht grundsätzlich falsch gelegen haben kann. Der Grossteil der Gläubigen fühlt sich in der «neuen» Form offenkundig wohl, auch wenn hier und da Verbesserungen im Sinne einer Weiterentwicklung und einer gediegenen liturgischen Bildung nötig sind. Und eben darum geht es ja; nämlich einen Blick in die Zukunft zu werfen. Das Brevier, das Messbuch, das Lektionar und die anderen liturgischen Bücher bieten an sich die Grundlage, aber in der Liturgie besteht auch ein Gestaltungsspielraum. Besonders durch den Bereich der nichtsprachlichen Aspekte kann Liturgie mystagogisch werden – eine Liturgie, die durch das verkündete Wort Gottes, durch die Zeichen, Symbole und den gesamten ästhetischen Rahmen aus sich selbst heraus spricht, kann Menschen helfen, zu Gott zu finden.

Liturgie vor neuen Herausforderungen – die gesellschaftlichen Milieus

Dass der Blick in die Gegenwart und Zukunft möglich und lohnenswert ist, bisweilen aber auch schwierig, zeigte auch Siri Fuhrmann, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Mainz, auf. Anhand der Sinus-Milieu-Studie stellte sie die unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen vor, die mit jeweils eigenen Erwartungen an die Kirche und die Liturgie herantreten. Die «Postmateriellen», denen pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begegnen, sind auf «Sinnsuche» und fühlen sich durch die regulären Gottesdienste nicht angesprochen; sie unterscheiden sich daher von den «traditionell Beheimateten», die in ihrer Pfarrei regelmässig und gerne das Sonntagshochamt besuchen. Neue gottesdienstliche Formen sind mitunter nötig. Doch es ist eine Gratwanderung zwischen «Bewahren des Eigentlichen» und «Freiheit im Gestalten»; das neue Buch des Liturgischen Instituts in Freiburg: «Offene Türen: Feiern mit Menschen auf der Suche nach Gott» enthält dahingehend Vorschläge. Dass liturgische Grossveranstaltungen, wie auf Weltjugendtagen üblich, oder neue Gottesdienstformen wie das «Night-Fever» zwar viele junge Menschen ansprechen, zugleich dennoch kritisch zu sehen sind, wurde thematisiert. Es stellt sich in diesen Fällen die Frage, ob Liturgie nicht zum «Event» wird, einem Ereignis, das das Kennzeichen des Unverbindlichen trägt. Hat die Teilnahme nachhaltige Wirkung auf das Leben, etwa bei ethischen Entscheidungen?

BERICHT

BERICHT

Ermutung zum Weiterdenken und Weitergehen

Patrick Prétot, Mönch aus dem Kloster La-Pierre-qui-Vire in Burgund und in Lehre und Forschung am Institut Catholique in Paris tätig, gab mit seinem Referat einen Impuls, Liturgie, in welcher Form und Gestalt auch immer, unter dem geistlichen Gesichtspunkt zu sehen. Nicht so sehr «alte» oder «neue» Formen der Liturgie zählen, sondern die Art und Weise des Feierns und die Frage, warum und für wen gefeiert wird; Gott selbst ist es, der im Zentrum der Liturgie und der Kirche steht, und eines der Verdienste der Liturgiereform ist es, die Gläubigen zu einer feiernden Gemeinschaft zu versammeln. Die Heiligung der Menschheit und der einzelnen Menschen geschieht durch die Feier der Heilsgeheimnisse, wodurch die Liturgie ihre Bedeutung gewinnt. Liturgie kann als ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch unter dem Aspekt der Gnade verstanden werden. Christliche Ritualität, vorgegebene Gebetstexte und liturgische Anordnungen, erscheinen nicht als Selbstzweck, sondern als Weg, der auf einer gesunden kirchlichen Tradition beruht. Insgesamt, so Prétot, hängt die Zukunft der Liturgie davon ab, dass eine vertiefte und wiederholte Lektüre der Liturgiekonstitution im Gesamtzusammenhang des Zweiten Vatikanischen Konzils geschieht. Ebenso ist eine gute liturgische Ausbildung für die Gesamtheit der Gläubigen zu unterstützen und schliesslich eine Kunst des Feierns zu erlernen, die nicht im Formalismus stecken bleibt, sondern im Dienste des geistlichen Lebens der Gläubigen steht.

Und schliesslich – Wohin geht die weitere liturgische Entwicklung?

Was bleibt als Ergebnis des Studentages zu sagen? Der Austausch zwischen Theorie und Praxis war vielfältig und vielversprechend. Es ist deutlich geworden, dass die weitere liturgische Entwicklung derzeit nicht voraussehen ist, aber dennoch der Wunsch bei pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Theologinnen und Theologen besteht, im Sinne der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils voranzugehen. Das Wissen darum, dass die Liturgie der Kirche sich seit den Anfängen immer wieder verändert hat, ist eine Ermutung. Einige Fragen sind allerdings offen geblieben: Was wird aus dem Pfarreimodell und den Gottesdienstangeboten in den Pfarreien, wenn die Anzahl der Priester und der praktizierenden Gläubigen weiterhin sinkt? Wie kann die Eucharistie Zentrum der Gemeinde bleiben, wenn seltener Eucharistie gefeiert wird? Welche Alternativmodelle sind theologisch und pastoral tragbar? Wann erhält die Tagzeitenliturgie auf breitem Feld Einzug in die Gemeinden? Hier besteht weiterer Diskussions- und Handlungsbedarf. Im Abschlussplenum wurde darüber hinaus nochmals deutlich, dass die Liturgie in ihrer Aussendimension auch ökumenische Tragweite hat. Ein älterer Pfarrer nannte hochschätzend die Pflege des Stundengebetes in den Gemeinden der High Church in England, was auch für unsere Gemeinden Vorbildcharakter haben kann.

Thomas Fries

AMTLICHER TEIL

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Schweizer Bischofskonferenz freut sich über Ernennung von Bischof Kurt Koch

Die Schweizer Bischofskonferenz freut sich, dass Papst Benedikt XVI. heute Mgr. Dr. Kurt Koch, Bischof von Basel, zum Präsidenten des Rates für die Einheit der Christen ernannt hat.

Bischof Kurt Koch ist seit 1995 Mitglied der Schweizer Bischofskonferenz, die er von 2007 bis 2009 präsidierte. Während der fünfzehn Jahre seines Episkopates leitete er nicht nur das grösste Schweizer Bistum, er gestaltete

auch die Arbeit der Bischofskonferenz entscheidend mit. Schwerpunkte seines theologischen Schaffens und seiner bischöflichen Tätigkeit sind die Glaubensvertiefung und die Glaubensweitergabe sowie vor allem die Ökumene. Bischof Kurt Koch wird nun seine hervorragenden theologischen Fähigkeiten und ausgezeichneten Kenntnisse in den ökumenischen Beziehungen, in gesellschaftlichen Fragen und im Verhältnis von Kirche und Staat auf weltkirchlicher Ebene einbringen.

Die Ökumene war für Bischof Kurt Koch bereits bisher ein zentrales Anliegen seines theologischen Schaffens und seines bischöflichen Wirkens. In seiner Verantwortung als

Präsident des Einheitsrates wird dieses Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Päpste noch stärker und noch intensiver zu seiner Aufgabe. Er wird damit die theologische Arbeit weiterführen und prägen, die ihm von jeher am Herzen lag.

Auch wenn wir mit der Ernennung von Bischof Kurt Koch einen lieben und sehr geschätzten Mitbruder in der Bischofskonferenz verlieren, freuen wir uns über seine Ernennung und entbieten ihm unsere besten Segenswünsche.

Freiburg i. Ü., 30. Juni 2010

Im Namen der Schweizer Bischofskonferenz:

+ *Norbert Brunner*, Präsident

BISTUM BASEL

Brief von Bischof Dr. Kurt Koch

Liebe Mitbrüder im bischöflichen, priesterlichen und diakonalen Dienst
 Liebe Seelsorger und Seelsorgerinnen
 Liebe Gläubige

Am morgigen Tag, 30. Juni, wird im Vatikan bekannt gegeben werden, dass der Heilige Vater Benedikt XVI. mich zum Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen ernannt hat. Bereits im Februar hatte der Papst mich nach meiner Bereitschaft gefragt, diese verantwortungsvolle Aufgabe zu übernehmen. Dabei hatte er betont, dass es ihm ein wichtiges Anliegen sei, dass diese Aufgabe wiederum von jemandem wahrgenommen werde, der die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften nicht nur aus der Literatur, sondern aus der unmittelbaren Erfahrung kennt. Der Papst hat damit erneut gezeigt, dass ihm nicht nur die Ökumene mit den Orthodoxen, sondern auch diejenige mit den Protestanten und überhaupt das ökumenische Anliegen sehr am Herzen liegen. Denn der Auftrag zur Ökumene stammt von Jesus Christus selbst, und seine Vordringlichkeit, freilich auch seine Schwierigkeiten, liegen offen zu Tage.

Ich bin mir der hohen Ehre und der grossen Verantwortung bewusst, die mir der Papst damit übergeben hat, und ich danke ihm für das Vertrauen, das er mir damit schenkt. Ich bin auch dankbar für die grosse und zuverlässige Arbeit, die Walter Kardinal Kasper in den vergangenen Jahren geleistet hat, in dessen Nachfolge ich nun treten darf. Eine glaubwürdige und ehrliche Ökumene, sowohl die theologische und spirituelle als auch die Ökumene des Lebens, ist mir immer ein wichtiges Anliegen gewesen. Bereits im Jahre 2002 hat mich Papst Johannes Paul II. zum Mitglied des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen berufen, und in dieser Eigenschaft war ich auch Mitglied der Internationalen Kommission für den Theologischen Dialog zwischen der Römisch-Katholischen und der Orthodoxen Kirche und Mitglied der Internationalen Römisch-Katholischen und Lutherischen Kommission für die Einheit. Mit der jetzt mir übertragenen Aufgabe trage ich die Verantwortung für alle ökumenischen Dialoge, die unsere Kirche führt. Zugleich bin ich verantwortlich für die religiösen Beziehungen zum Judentum, mit dem unsere Kirche in besonderer Weise verbunden ist. Ich freue mich auf diese Aufgabe und hoffe, mit allen mir zur Verfügung stehenden Kräften diesen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wichtig gewordenen Anliegen dienen zu können.

Auf der anderen Seite ist es mir keineswegs leicht gefallen, das Bistum Basel zu verlassen. In den vergangenen beinahe fünfzehn Jahren, in denen ich als Diözesanbischof dem Bistum Basel vorstehen durfte, ist mir dieses Bistum noch mehr ans Herz gewachsen. Ich habe in dieser Zeit sehr viel Wertschätzung von zahlreichen Gläubigen, Seelsorgenden, Ordensleuten, Mitgliedern verschiedener kirchlicher Gemeinschaften und Repräsentanten von staatskirchenrechtlichen und staatlichen Institutionen erfahren dürfen, für die ich dankbar bin.

Besonders danke ich meinen Weihbischofen Martin und Denis und allen Mitarbeitenden im Bischofshaus, im bischöflichen Ordinariat und in den regionalen Bischofsvikariaten, ohne deren Mitarbeit und Loyalität ein Bischof gleichsam auf verlorenem Posten wäre. Auch meinen Mitbrüdern im bischöflichen Dienst weisse ich mich für die langjährige und kollegiale Zusammenarbeit in der Schweizer Bischofskonferenz zu aufrichtiger Dankbarkeit verpflichtet.

Ich bin mir freilich auch meiner Grenzen und Schwächen bewusst und in den langen Jahren noch deutlicher bewusst geworden. Alle Menschen, die ich – auch ohne es zu wissen und zu wollen – in irgendeiner Weise enttäuscht oder gar verletzt habe, bitte ich ehrlich um Verzeihung. Vor allem schmerzt mich ein Versäumnis sehr. Ich habe das Bischofsamt mit dem Vorsatz begonnen, dass jeder an mich adressierte Brief eine Antwort erhalten soll. In den vergangenen Jahren sind aber so viele neue Arbeitsbereiche hinzugekommen und haben auch die zeitraubenden innerkirchlichen Auseinandersetzungen und Polarisierungen derart zugenommen, dass es mir zunehmend unmöglich geworden ist, meinen Vorsatz einzulösen. Auch dafür bitte ich um Verständnis.

Ich bin dankbar, dass ich während einer langen Zeit meine Kräfte dem Bistum Basel zur Verfügung stellen durfte. Da Bischöfe aber erst mit dem 75. Lebensjahr ihre Demission einreichen können, verbleiben mir noch fünfzehn Jahre. Angesichts der Bedingungen, unter denen der Bischof von Basel seine Aufgabe wahrnehmen muss, habe ich mir die Frage stellen müssen, ob mir dies noch weitere fünfzehn Jahre ohne Ermüdungserscheinungen möglich wäre. Ich erachte es deshalb als einen günstigen Augenblick, dass ein neuer Bischof mit noch frischen Kräften diese grosse Verantwortung übernehmen kann. Ich selbst freue mich, eine neue Herausforderung mit ebenso neuem Elan wahrnehmen zu können.

Ich hoffe, mit meiner Bereitschaft, den Ruf des Heiligen Vaters anzunehmen, auch einen Beitrag zu einer besseren Beziehung zwischen den Ortskirchen in der Schweiz und der universalkirchlichen Verantwortung des Papstes leisten zu können. In den vergangenen Jahren musste ich in der Kirche in der Schweiz eine zunehmende antirömische Stimmung und auch eine gravierende Entfremdung gegenüber Papst Benedikt XVI. feststellen. Der Vorwurf, Papst Benedikt wolle hinter das Zweite Vatikanische Konzil zurückgehen, ist heute in der Öffentlichkeit weit verbreitet, sei es aus Unkenntnis oder sei es in bewusster Absicht bei einzelnen Theologen, die es eigentlich besser wissen (sollten), aber öffentlich lautstark das Gegenteil vertreten. Bei diesem Vorwurf handelt es sich aber um ein gravierendes Missverständnis. Wer sich nicht mit der – teilweise äusserst selektiven und entstellenden – Berichterstattung in verschiedenen Medien begnügt, sondern selbst zur Kenntnis nimmt, was der Papst wirklich sagt und tut, dem drängt sich der Schluss auf: Papst Benedikt XVI. will keineswegs «zurück», er will unsere Kirche vielmehr in die Tiefe führen. Es geht ihm nicht einfach um einzelne Reformen, sondern darum, dass Grund und Mitte von Glaube und Kirche wieder zum Leuchten gebracht werden können. Wie der Papst in kirchengeschichtlicher Sicht das Modell einer gelungenen Reformation in der «franziskanischen

Reformation» wahrnimmt, so bemüht er sich auch heute um eine «Re-Forma-tio» der Kirche von innen, nämlich um die Wiedergewinnung ihrer authentischen Form, wie sie bereits das Zweite Vatikanische Konzil verwirklicht hat.

Diese Sorge des Papstes müsste doch uns alle bewegen, zumal angesichts der grossen Herausforderung, wie in der heutigen Zeit der Glaube an die kommenden Generationen weitergegeben werden kann. Ich freue mich, den Heiligen Vater bei der Wahrnehmung seiner Verantwortung noch unmittelbar unterstützen zu können, und hoffe, dass auch in der Kirche in der Schweiz die wahren Intentionen von Papst Benedikt immer besser und vorurteilsfrei wahrgenommen und in den katholischen Medien vermittelt werden.

Ich werde meine neue Aufgabe am 1. Juli 2010 beginnen und mich an diesem Tag bereits in Rom aufhalten. Dies bedeutet, dass der Bischofssitz des Bistums Basel ab dem 1. Juli 2010 vakant sein wird. Mit Dekret vom 29. Juni 2010 hat mich Papst Benedikt XVI. zum Apostolischen Administrator des Bistums Basel ernannt. Diese Verantwortung habe ich zusammen mit der neuen Aufgabe in Rom wahrzunehmen, und sie wird vom 30. Juni 2010 bis zum Amtsantritt des neuen Bischofs dauern. Insofern kann es sich im jetzigen Zeitpunkt noch nicht um einen definitiven Abschied handeln; ich werde vielmehr hin und wieder ins Bistum Basel zurückkehren müssen, um anstehende Aufgaben zu erledigen. Hinzu kommt, dass die Frist zwischen der Bekanntgabe meiner Ernennung und meines Amtsantritts in Rom minimal ist, und ich aus Diskretionsgründen weder den Umzug organisieren noch laufende Amtsgeschäfte bereinigen konnte.

Es obliegt jetzt dem Domkapitel des Bistums Basel, die Vorbereitungen für die Wahl des neuen Bischofs an die Hand zu nehmen, der freilich nach der Wahl erst mit der Bestätigung und Ernennung durch den Heiligen Vater rechtmässig sein Amt antreten kann. Ich bitte Sie, liebe Gläubige, bereits heute, die bevorstehende Wahl und Ernennung des neuen Bischofs mit Ihrem Gebet zu begleiten.

Es ist mir ein wichtiges Anliegen, nochmals meine grosse Dankbarkeit auszusprechen für all das, was mir an Mitarbeit, Mitleiden, Mitleiden, Wertschätzung und Anerkennung in so reichem Masse entgegengebracht worden ist. Vor allem danke ich den zahllosen Gläubigen, die mir immer wieder ihr Gebet versprochen und meinen bischöflichen Dienst im Gebet mitgetragen haben. Das schönste Geschenk, das ein Bischof erhält, ist eine grosse Schar von betenden Menschen, die eine grosse Hilfe ist. Ich hoffe, dass diese gegenseitige Gebetsverbundenheit bleiben wird, die ja von keiner Kilometerbegrenzung und keinen zollarischen Bedingungen behindert wird.

In dieser Dankbarkeit wünsche ich Ihnen alles Gute und den begleitenden Segen Gottes. Der lebendige und grenzenlos barmherzige Gott möge das Bistum Basel und seinen zukünftigen Bischof reich segnen und das Domkapitel bei seiner grossen Verantwortung mit seinem Bistand begleiten.

Solothurn, 29. Juni 2010

Mit freundlichen Grüssen
 + Kurt Koch, Bischof von Basel



Katholische Kirchgemeinde Richterswil/Samstagern

Die kath. Kirchgemeinde Richterswil/Samstagern sucht per 1. Oktober 2010 oder nach Vereinbarung eine/einen

Katechetin/Katecheten m.b.A (70%)

Wir wünschen uns:

- eine kommunikationsfreudige, motivierte und teamfähige Persönlichkeit
- eine entsprechende fachspezifische Ausbildung
- emotionale Kompetenz und selbstständiges Handeln
- Fähigkeit zur Vernetzung (Schule – Untimütter HGU 1+2 – Pfarrei)

Sie finden bei uns:

- eine aktive, offene, gut funktionierende Pfarrei mit rund 4'000 Katholiken/Katholikinnen
- ein motiviertes, engagiertes und vollständiges Seelsorgeteam
- eine professionell geführte Pfarrei mit interessanten Projekten
- attraktive, zeitgemässe Anstellungsbedingungen und Weiterbildungsmöglichkeiten

Für weitere Auskünfte steht Ihnen Dario Zottele, Personalverantwortlicher der Kirchenpflege, gerne zur Verfügung: Telefon 043 810 24 35 oder E-Mail dario.zottele@connesso.ch

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen an:
Kirchenpflege Richterswil/Samstagern
Ressort Personelles, Dario Zottele
Bergstrasse 15a
8805 Richterswil



Kirchgemeinde St. Katharina, Wehntalerstrasse 451,
Postfach 216, 8046 Zürich Affoltern

Wir sind eine katholische Pfarrei im Norden der Stadt Zürich mit ca. 5700 Katholiken. Zu uns gehören viele Familien mit Kindern und Jugendlichen. Durch die vielen Neubauten im Quartier erwarten wir in den nächsten Jahren gar eine Zunahme der Kirchgemeindemitglieder.

Unser langjähriger Pfarrer geht in den wohlverdienten Ruhestand, deshalb suchen wir auf den Sommer 2011 oder nach Absprache einen

Pfarrer

Wir stellen uns jemanden vor:

- der Wert auf ein lebendiges und fortschrittliches Pfarreileben legt
- der die Leitung der Seelsorge im Sinne von CIC Can. 519–538 übernimmt
- der auf die Gläubigen zugeht und in der Pfarrei präsent ist
- der das Seelsorge- und Pfarreiteam aktiv führt und unterstützt
- der die Vernetzung im Quartier sowie den Kontakt zum Pastoralkreis Glattal pflegt

Was wir bieten:

- ein initiatives Seelsorge- und Pfarreiteam (ständiger Diakon, Sozialberater, Jugendarbeiterin, Katechinnen, Sakristan, Hauswart usw.)
- ein aktives Gemeindeleben mit einem vielfältigen pfarreilichen Angebot
- eine gute Infrastruktur (inkl. Jugendräume, Restaurant)
- Wohnung im Pfarreizentrum
- Anstellung gemäss Anstellungsordnung der Röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich

Wenn Sie sich angesprochen fühlen, richten Sie bitte Ihre schriftliche Bewerbung an
Thomas Helbling, Kirchenpflegepräsident,
Bärenbohlstrasse 11, 8046 Zürich

Autorin und Autoren

Dipl.-Ass. *Thomas Fries*
Institut für Liturgiewissenschaft
Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
thomas.fries@unifr.ch
Prof. Dr. *Markus Ries*
Gibraltarstrasse 3, Büro 104
Postfach 7763, 6000 Luzern 7
markus.ries@unilu.ch
Dr. *Katharina Schmocker Steiner*
Rebgasse 13, 4314 Zeiningen
kksteiner@sunrise.ch
Peter Zürrn, dipl. theol. et dipl. päd.
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
peter.zuern@bibelwerk.ch

**Schweizerische
Kirchenzeitung**
Fachzeitschrift für Theologie
und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lfzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Verlag
LZ Fachverlag AG
Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar
E-Mail info@lfzfachverlag.ch

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA



direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Einsenden an: Liernert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81, Fax 055/412 88 14

LIERNERT KERZEN

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lfzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lfzfachverlag.ch

Redaktionsschluss und Schluss der Inseraten-
annahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.
Für das vollständige Impressum siehe Nr. 26/2010,
Seite 507.